

Achtung! Mitgliedsbeitrag 1979

Der Mitgliedsbeitrag für das Jahr 1979 beträgt

für Einzelmitglieder	5,— DM
für korporative Mitglieder	25,— DM

Der Einfachheit halber bitten wir, eine Einzugsermächtigung (Vordruck siehe am Schluß dieses Heftes) ausgefüllt und unterschrieben an unsere Geschäftsstelle, Südergraben 53, 2390 Flensburg, zu senden.

**Die Geschäftsstelle des Grenzfriedensbundes
ist in Flensburg**

Südergraben 53, 2390 Flensburg

Geschäftsführer: Hans Olland

Sprechzeit: Montag-Freitag 9-12 Uhr

Fernsprecher (04 61) 2 67 08

Bankkonto: Stadtparkasse Flensburg 200 10 20

Postscheckkonto: Hamburg 114 07-206

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Artur Thomsen</i> Grenzland 1979 — ein besorgter Rückblick!	145
<i>Bodo Richter</i> Die Zukunft des Grenzlandes im Blick auf das Jahr 2000	149
<i>Artur Thomsen</i> Geschichte und Identität — Erbe und Auftrag	153
<i>Gerhard Schmidt</i> Das Selbstverständnis der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig	159
<i>Christian Degn</i> Geschichtliche Grundlagen des Deutschtums in Nordschleswig	161
<i>Kurt Jürgensen</i> Das Werden des neuen Schleswig-Holstein und seine Bedeutung für Nordschleswig	165
<i>Arthur Lessow</i> Die deutsche Volksgruppe nach 1945 und das neue Selbstverständnis	177
<i>Uwe Möller</i> Ein Wort in eigener Sache	186
<i>Nis Edwin Petersen</i> Jugend und Nationalität in Nordschleswig	189
<i>Gösta Toft</i> Orientierung der Jugend an der Gegenwart	193
Umschau ab Seite 212	

<i>Harboe Kardel</i> Adam Oehlenschläger — ein Dichter auf der Grenze zweier Völker	196
<i>Wilhelm C. Hambach</i> Rolf Krake — Eine Schwanengeschichte von der Flensburger Förde	201
<i>Johannes Moritzen</i> Kleiner Grenzverkehr mit Gewinn (II).....	208

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich
und werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben.
Sie sind eine Mitgliederzeitschrift
und im freien Handel nicht erhältlich.

Der Bezugspreis entspricht dem Mitgliedsbeitrag
des Grenzfriedensbundes.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge
zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion: Ernst Beier, Waldstraße 40, 2390 Flensburg

Geschäftsstelle: Südergraben 53, 2390 Flensburg

Druck: Severin Schmidt GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

GRENZLAND 1979 — EIN BESORGTER RÜCKBLICK

Jes Schmidt, der verstorbene deutsche Folketingsabgeordnete, hatte wohl doch recht, wenn er zur Kennzeichnung des Zusammenlebens der Dänen und Deutschen nie das Wort „Freundschaft“ verwendete, ja es ausdrücklich ablehnte, diesen Ausdruck zu gebrauchen, weil er ihn — mindestens noch — für falsch hielt. Nachbarschaft — das hielt er für richtig, und mit Nachbarn ist man sich ja durchaus nicht immer einig.

In den letzten Monaten gibt es ein paar Ereignisse, die es sogar schwer machen, von Nachbarschaft zu reden. Oder wie versteht man es, wenn der eigentlich als gemäßigt angesehene SSW-Mann Ernst Meyer, Medelby, in Kopenhagen sagt, er sei sich mit Hunderten von dänischen Südschleswigern in dem Wunsch einig, die Grenze nach Süden zu verlegen. Warten oder hoffen immer noch Dänen hier auf die Eidergrenze? In einer öffentlichen Diskussion Ende Oktober in der Flensburger Bürgerhalle wurden ganz ähnliche Töne laut. Man versteht das gar nicht. Glaubt denn wirklich jemand, es könnte in absehbarer Zukunft eine Mehrheit der Bevölkerung im Landesteil Schleswig für eine Abtretung an Dänemark sein? Oder soll das Selbstbestimmungsrecht nicht mehr gelten? Oder hofft gar jemand auf neue Katastrophenzeiten, in denen viele Menschen, wie wir es erlebt haben, in ihrem nationalen Bekenntnis unsicher werden? Wer auch nur eine dieser drei Fragen nicht mit einem klaren „Nein“ beantwortet, ist — milde gesprochen — unrealistisch. Und er muß sich fragen lassen, wie es mit seiner Loyalität gegenüber dem Staat bestellt ist, in dem er lebt und leben will. Ist es loyal, den Besitzstand dieses Staates in Frage zu stellen? Und wie verträgt sich der Wunsch, Schleswig und Holstein zu trennen, mit der Forderung, von Schleswig-Holstein unterstützt und gefördert zu werden? Eine Kuh kann man schlachten oder melken, aber doch nicht beides. Die Minderheitensprecher in der Bürgerhalle waren so sicher, daß sie keine Loyalitätserklärung abzugeben brauchten, wie es die

Deutschen drüben 1945 gegenüber dem dänischen Staat getan haben. Vielleicht sollten sie diesen Standpunkt noch einmal überprüfen.

Die zahlreich anwesenden Vertreter der dänischen Bevölkerungsgruppe waren offenbar nicht da, um über das Thema „Kulturen im Getto?“ zu reden, sondern um sehr heftig so etwas wie einen Minderheitenkomplex zu artikulieren, so als stünden sie mit ihren berechtigten Ansprüchen ständig unter dem Terror einer böswilligen deutschen Mehrheit. Muß denn dieses Feindbild immer noch wieder neu gezeichnet werden? Stimmt es noch? Oder hält die dänische Minderheit sonst nicht zusammen? Hier soll keineswegs gesagt werden, daß alles gut und in Ordnung sei, daß keine vernünftigen Forderungen mehr gestellt werden könnten, daß die Minderheit doch bitte zufrieden sein solle mit dem heutigen Besitzstand. Aber es ist ein Unterschied, ob man sachlich auf Mißstände hinweist und seine Ansprüche bzw. Wünsche mit angemessenen Argumenten untermauert, oder ob man so tut, als werde man von der Mehrheit in den verantwortlichen Gremien willkürlich und ständig unterdrückt.

Der SSW-Vorsitzende Gerhard Wehlitz hat immerhin erst kürzlich in der Europa-Akademie in Husum gesagt, hier an der Grenze herrschten, was die Minderheiten betrifft, Verhältnisse, von denen andere nur träumen könnten. Er meinte doch gewiß nicht Alpträume. Und als Schönredner ist Wehlitz ja auch nicht bekannt.

Ein weiteres Ereignis, das an guter Nachbarschaft hier im Lande Zweifel weckt, ist die leidige „Röm-Sylt-Affäre“ zwischen dänischen Gewerkschaften und einer deutschen Reederei. Ohne werten zu wollen, was da von wem richtig oder falsch gemacht worden ist, kann man ja nicht übersehen, daß sich hier eine — weit über den Anlaß hinausreichende — grundsätzliche Abneigung gegen die Deutschen oder gegen das Deutsche Luft gemacht hat. Kann man das noch mit der Besetzung Dänemarks vor mehr als einer Generation erklären? Dieser Schluß liegt nahe, wenn man mit bedenkt, was zu dem Bruch zwischen Centrumsdemokraten und der Schleswigschen Partei der deutschen Volksgruppe geführt hat. Da wurde eine politisch vernünftige, für beide nützliche Zusammenarbeit abrupt abgebrochen, weil in der Jugend eines redlichen Mannes ein Stück belastender deutscher Vergangenheit sichtbar wurde. Dieser Windzug aus dem Kellerloch überwinden geglaubter Zeiten ließ das zur Zukunft hin geöffnete Fenster mit lautem Knall zuschlagen. Dennoch ist der Schluß, die z. Zt. aufbrechenden Differenzen seien auf die Jahre von 1940-45 zurückzuführen, wohl falsch, jedenfalls nur zum Teil richtig. Die Erinnerung an den deutschen Überfall auf Dänemark mischt sich jedoch immer mit hinein in die Probleme der Gegenwart und macht es schwieriger, sie zu lösen. Ist es die „Supermacht“ Bundesrepublik, die dem kleinen Nachbarn im Norden unheimlich ist? Gilt das in der EG-Partnerschaft noch mehr als vorher, als Dänemark einem anderen Wirtschaftsblock angehörte?

Tatsache ist, daß in diesem Sommer und Herbst ein kalter Frosthauch auf die dänisch-deutschen Beziehungen im Grenzland gefallen ist. Auch die deutsche Seite hat dazu einen Beitrag geleistet. Wenn die Landtagsmehrheit entscheidet, daß in Zukunft 74 statt bisher 73 Abgeordnete die Bevölkerung unseres Landes vertreten sollen, muß man fragen dürfen, wem eigentlich diese Veränderung nützt. Die Antwort ist eindeutig: Den Nutzen hat die regierende Partei, weil es ein wenig schwerer geworden ist, sie in der Regierungsverantwortung abzulösen. Den Schaden hat der SSW, weil er mit seinem Mandat nicht mehr ganz so viel ausrichten kann. Die CDU sollte nicht sagen, daß sie den SSW von der Last der Verantwortung für weitreichende politische Folgen in der Bundesrepublik befreien wollte. Der SSW hat doch nie um solche Entlastung gebeten. Und daß der SSW nicht — wie die anderen Parteien — fünf Prozent der Wählerstimmen aufbringen muß, um im Landtag vertreten zu sein, kann doch nicht zu dem Schluß führen, daß er mit seinem Mandat auch weniger bewirken darf als die andern. Oder war die Befreiung von der 5%-Klausel etwa mit der Auflage verbunden, das Mandat nicht mehrheitsbildend einzusetzen? Hier muß man doch wohl die Empörung der dänischen Bevölkerungsgruppe verstehen. Das war kein Beitrag zu guter Nachbarschaft, sondern das Ausnutzen der gegenwärtigen Mehrheit zur Stabilisierung der eigenen Herrschaft. Das ist politisch wohl legitim, aber nicht freundlich gegenüber der dänischen Minderheit und daher ein Rückschlag für die Pflege deutsch-dänischer Nachbarschaft. In ihrer Skepsis gegenüber der Mehrheit fühlen sich die Dänen durch solche Aktionen bestätigt. Wer das nicht will, darf so etwas nicht tun.

Doch auch bei diesem kritischen Rückblick ist es — Gott sei Dank — möglich, einen versöhnlichen Abschluß zu finden. Die Veranstaltung der Dänisch-Deutschen Tage in Apenrade machte manches wieder gut. Es wird zwar leicht von Sonntagsreden gesprochen und damit manches wohlabgewogene Wort als Gerede abgetan. Aber wer die meisten Redner von ihrer politischen Arbeit her kennt, weiß, daß in Apenrade sehr ernst gemeinte und von Taten begleitete Bekenntnisse zur deutsch-dänischen Verständigung abgelegt wurden, und zwar von Deutschen und Dänen. Diese Veranstaltung liefere nicht schon 25 Jahre, wenn es nicht auf beiden Seiten starke Kräfte gäbe, die entschieden für gute Nachbarschaft sind. Dem sollen auch diese kritischen Bemerkungen dienen. Wir müssen schon offen miteinander reden können, wenn wir Nachbarn sein und — vielleicht — Freunde werden wollen. Leider nehmen an diesem Gespräch nicht alle, die es angeht, teil. Daß z. B. ausgerechnet die größte deutsche Tageszeitung im Grenzland sich fast ganz heraushält, daß sie Grenzpolitik weder berichtend noch kommentierend zu ihrer Sache macht, ist doch sehr bedauerlich. Da wäre eine Änderung des Konzepts wünschenswert und nützlich. Wer hier lebt, ist auch mit verantwortlich.

Und Verständigung, Nachbarschaft, Partnerschaft, das kommt ja alles nicht von selbst. Dafür muß man etwas tun. Wer wollte sich da ausschließen?

ARTUR THOMSEN

Die Zukunft des Grenzlandes im Blick auf das Jahr 2000

„Die Zukunft des Grenzlandes“, das Leitthema der Dänisch-Deutschen Tage vom 7. bis zum 14. November in Apenrade, reizt zu Voraussagen. Denn nach meiner Beobachtung befinden wir uns in den letzten Monaten an einem Wendepunkt der Beziehungen im Grenzland, an dem erkennbar wird, wie ein Zusammenleben im Jahre 2000 aussehen könnte. Ich will das mit Hilfe von drei Szenarien beschreiben:

1. Szenarium:

Das Klima im Grenzland wird dadurch geprägt, daß man sich mit sich selbst und den Konflikten verschiedener Gruppen beiderseits der Grenze beschäftigt. Die politische Bedeutung der Landbrücke zwischen Mitteleuropa und Skandinavien ist zurückgegangen, weil die kürzeren See-, Bahn- und Luftwege zwischen Hamburg und Kopenhagen sie weiter ersetzt haben. Die Brücke über den Großen Belt ist noch nicht gebaut. Die Wirtschafts- und Verkehrsverbindungen zwischen den Wirtschaftszentren Ostdänemarks und Südschwedens, aber auch diejenigen von Stockholm und Helsinki, haben sich den anderen Weg über die Vogelfluglinie gewählt. Die wirtschaftliche Strukturschwäche beiderseits der Grenze besteht fort. Die Inhalte der Diskussion über das Zusammenleben im Grenzland werden geprägt durch den Streit um die Legitimation von Forderungen verschiedener Gruppen beiderseits der Grenze. Nachdem es seit 1955 gelungen war, ohne pathetische Worte von Freundschaft zwischen Nationen und ohne gesamteuropäische Visionen ein nicht nur friedliches, sondern auch fruchtbares Zusammenleben zwischen Dänen und Deutschen im Grenzland herzustellen, begann man in den siebziger Jahren, das erreichte Zusammenleben als „europäisches Beispiel“ zu feiern. Der „kulturelle Wettbewerb“ im Grenzland konnte junge Menschen beiderseits der Grenze nicht daran hindern, in den wirtschaftlichen Ballungsräumen Ostdänemarks und südlich von Hamburg ein besseres Auskommen für ihre Familien zu suchen.

Mit der Beschwörung des „europäischen Beispiels“ und des „kulturellen Wettbewerbs“ setzten aber zugleich Irritationen ein, deren Bewältigung zunehmend die politischen Kräfte beiderseits der Grenze beschäftigte und band, und zwar bis heute, dem Jahr 2000:

Dem SSW wurde südlich der Grenze im Landtagswahlkampf 1979 die Beteiligung an einer Fernsehdiskussion der Spitzenkandidaten im Norddeutschen Rundfunk

verweigert. Der Vorsitzende des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes versuchte, die Wahlentscheidung im Grenzland als Kampfansage zwischen deutscher und dänischer Kultur darzustellen. Das Mandat der dänischen Volksgruppe im Landtag war Anlaß für eine zweifelhafte Änderung des Wahlrechts in Schleswig-Holstein. Die Wiederbelebung des Heimatgedankens in allzu traditionellem Sinne und die Einrichtung eines Schleswig-Holstein-Tages führten dazu, daß sich die dänische Minderheit im Grenzland stärker nach innen abschloß. Bei der Schneekatastrophe zum Jahreswechsel 1978/79 zeigte sich, daß die Zusammenarbeit über die Grenze hinweg nicht ausreichend funktionierte. Das führte zu schweren Vorwürfen gegen deutsche Behörden in der dänischen Presse, aber keinen weiteren Konsequenzen für die Zusammenarbeit im Katastrophenfall. Die dänischen Gewerkschaften konnten sich lange nicht damit abfinden, daß die Sylt-Röm-Fährverbindung von einem deutschen Unternehmen übernommen wurde. Dadurch und durch andere Ereignisse verstärkte sich das ohnehin vorhandene dänische Mißtrauen gegen eine grenzüberschreitende deutsche Wirtschaftsexpansion immer mehr. Die parlamentarische Vertretung der deutschen Minderheit in Kopenhagen ging verloren, weil die Centrumsdemokraten den Kandidaten wegen einer politischen Jugendsünde nicht akzeptierten. Die deutsche Volksgruppe in Dänemark nahm dies zum Anlaß, sich ebenfalls stärker nach innen zu kehren. Man sonderte sich wieder stärker voneinander ab. Das nationale Bekenntnis konnte zwar nicht seine alte Bedeutung als absoluter politischer Bewertungsmaßstab im Grenzland zurückgewinnen, die verschiedenen Gruppen haben sich aber doch zunehmend entfremdet. Die Grenzregionen sind dadurch in die alte Rolle von Randprovinzen zurückgefallen. Man fühlt sich nördlich von Hadersleben und südlich von Rendsburg unverstanden. Die nationalen Kulturen werden konserviert und leben friedlich, aber gleichgültig nebeneinander.

2. Szenarium:

Wider Erwarten sind die Verkehrsverbindungen über die Landbrücke gestärkt worden. Eine europäische, aber auch eine abgestimmte dänische und deutsche Wirtschaftsförderungspolitik haben den Verkehrsweg über Land nach Skandinavien ausgebaut. Das Grenzland liegt jetzt auf einer pulsierenden Verkehrsachse zwischen Hamburg und Kopenhagen.

Die wirtschaftliche Dynamik hat die Besonderheiten des Grenzlandes eingeebnet. Die Bedeutung der nationalen Volksgruppen ist mit fortschreitender europäischer Integration zurückgegangen. Die jungen Menschen haben sich von den Konflikten im Grenzland abgewandt. Dadurch haben sich die nationalen Minderheiten überlebt. Sie waren gezwungen, ihre schulischen, kulturellen und sozialen Einrichtungen allen Gruppen zu öffnen. Ihr Verlangen nach voller Finanzierung

durch den Staat und die kommunale Selbstverwaltung des Herbergslandes hat zur schleichenden Auflösung ihrer inhaltlichen Verantwortung geführt. Unter dem politischen Druck der Geldgeber wurden ihre Einrichtungen nach und nach stillschweigend verstaatlicht bzw. kommunalisiert. Dazu kam der Mangel an Nachwuchs, der sie zur Öffnung ihrer Einrichtungen für alle zwang.

Das dänisch-deutsche Grenzland ist im Jahre 2000 zu einer europäischen Grenzregion wie jede andere geworden. Die Regierungen in Kopenhagen und Bonn haben ihre besondere Aufmerksamkeit vom Grenzland abgekehrt. Die beiden Kulturen machen keine Anstrengungen mehr, jenseits der Grenze vertreten zu sein. Die Vergangenheit der Grenzlandkämpfe erscheint wie ein Märchen aus fernen Zeiten.

3. Szenarium:

Bis zum Jahr 2000 hat die Landbrücke zwar an wirtschaftlicher und verkehrlicher Bedeutung verloren. Beide Seiten waren aber bemüht, das Grenzland wirtschaftlich weiterzuentwickeln. Daß dies Erfolg hatte, war wesentlich dadurch bedingt, daß die Bewohner des Grenzlandes und ihre politischen Vertreter die Gemeinsamkeit der Strukturschwäche erkannt haben. Die Regionalplanung beiderseits der Grenze ist aufeinander abgestimmt. Die Politiker haben die Möglichkeiten einer europäischen Regionalpolitik nebeneinander, und, wo erforderlich, auch miteinander genutzt. Dabei kam es ihnen nicht auf die Organisationsform, sondern auf das Ergebnis der Zusammenarbeit an.

Die besondere Lebensqualität, die das Grenzland bietet, hat Menschen aus den Ballungsräumen angezogen. Außerdem konnten neue Arbeitsplätze geschaffen werden, die die weiterbestehende Strukturschwäche abmildern.

Die Volksgruppen haben ihr friedliches Zusammenleben beiderseits der Grenze fortgeführt und weiterentwickelt. Man hat mehr Verständnis füreinander, weil die Sprachbarriere nach und nach, abgebaut worden ist.

Das Grenzland bemüht sich gemeinsam um einen wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Brückenschlag zwischen Mitteleuropa und Skandinavien. Dieser Dienst wird sowohl in Dänemark als auch in der Bundesrepublik Deutschland anerkannt. Die 1955 begonnene wechselseitige Respektierung des Heimatrechts beiderseits der Grenze wurde trotz mancher Schwierigkeiten dazu genutzt, die Kontakte nach Norden und nach Süden gemeinsam weiter zu verstärken.

Die Freizeit- und Kulturstätten im Grenzland werden von vielen Bildungsurlaubern gerne besucht. Sie haben sich zur Drehscheibe der Begegnung verschiedener Kulturen weiterentwickelt. Dazu haben die nationalen Minderheiten beiderseits der Grenze entscheidende Impulse gegeben. Die Region, die Nation und Europa werden nicht mehr als gegensätzliche, sondern als einander ergänzende politische Lebensformen angenommen.

*

Ich habe bewußt überzeichnet, um die Alternativen erkennbar werden zu lassen, die ich sehe. Es ist klar, daß ich für das Szenarium Nr. 3 bin.

Gerade deshalb freue ich mich über das Programm dieser Dänisch-Deutschen Tage. Es ist nämlich ein Programm der Orientierung nach außen. Wenn wir in den nächsten Tagen über die Probleme der Wertnormen der Zukunft, der Energiepolitik oder der Umsetzung der Regionalplanung diskutieren, dann stellen wir die erreichte Gemeinsamkeit in die Bezüge des Grenzlandes nicht nur nach Kiel, Bonn und Kopenhagen, sondern zur gesamten Industriegesellschaft Westeuropas. Daß wir das tun können, verdanken wir all denen, die das friedliche Zusammenleben im Grenzland seit dem 2. Weltkrieg mühsam aufgebaut haben. Ich bin sicher, daß die Veranstaltungen unsere gute Nachbarschaft stärken und damit den Menschen im Grenzland dienen werden.

(Aus der Begrüßung zur Eröffnung der Dänisch-Deutschen Tage 1979)

GESCHICHTE UND IDENTITÄT

Geschichte und Gegenwart Schleswig-Holsteins und ihre Auswirkungen auf das Selbstverständnis der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig

Lebendige Beziehungen zur Geschichte legen die Wurzeln des nationalen Selbstbewußtseins frei, öffnen den Blick für Entwicklungen und Veränderungen und lassen die Gegenwart tiefer begreifen. Die Geschichte filtert die Tradition; Erhaltenswertes wird sichtbar, Zeitbedingtes zerrinnt. Tradition vermittelt somit Elemente nationaler Kultur, die sich als beständig erwiesen haben und für die Identitätsfindung in Gegenwart und Zukunft hilfreich sein können.

Das nationale Selbstverständnis der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig ist unlösbar mit der geschichtlichen Entwicklung verbunden; die Identität lebt weitgehend von der Tradition nationaler Kultur.

Eine Tagung der Akademie Sankelmark in Zusammenarbeit mit dem Grenzfriedensbund und dem Bund deutscher Nordschleswiger vom 28. — 30. September 1979 wollte die geschichtlichen Grundlagen des Deutschtums in Nordschleswig aufzeigen; die geschichtliche Entwicklung der nationalen Minderheiten nachzeichnen; die Identitätskrise der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig nach 1945 verdeutlichen; das neue Selbstverständnis der deutschen Nordschleswiger kennzeichnen und der Frage nach der Einstellung der Jugend zur nationalen Identität nachgehen.

Die Grenzfriedenshefte bringen nachstehend die auf der Tagung gehaltenen Vorträge weitgehend in ihrem vollen Wortlaut, im übrigen auszugsweise. Die zusammenhängende Wiedergabe der verschiedenen geschichtlichen Ausgangspunkte und die entsprechenden Schlußfolgerungen daraus für das Handeln in der Gegenwart geben sicherlich Anlaß zu kontroversen Diskussionen und zum hoffentlich positiven Weiterdenken, besonders innerhalb der deutschen Volksgruppe. Die Tagung richtete sich ja in erster Linie an führende Kräfte des Bundes deutscher Nordschleswiger sowie an die dort heranwachsende Führungsschicht.

ARTUR THOMSEN

Geschichte und Identität — Erbe und Auftrag

Wir haben in Deutschland viele Jahre lang von unserer Geschichte nicht viel wissen wollen. Kein Wunder eigentlich: Der Nationalsozialismus hatte alles, was

sich großartig darstellen ließ, für sich gepachtet und das, was nicht in seine Richtung paßte — nämlich die demokratischen Traditionen — so verteufelt, daß man sich noch lange nach Hitler darauf kaum berufen konnte oder mochte.

Ich war in der Nazizeit Schüler in einem Flensburger Gymnasium und weiß noch, wie in unseren Büchern und auch im Geschichtsunterricht Sozialdemokraten und Kommunisten der Weimarer Zeit als Verräter und Verbrecher dargestellt wurden, die das Deutsche Reich zerstörten und an seine Feinde auslieferten. Nach dem Kriege habe ich mich fast gewundert, daß SPD- und KPD-Mitglieder, die man ja nun leibhaftig sehen konnte, keine Hörner trugen oder mindestens Fratzen statt Gesichter hatten, sondern Menschen waren, zwischen denen ich in der Arbeitervorstadt Flensburgs aufgewachsen war. Aber es hat mehr als 15 Jahre gedauert, bis ich, inzwischen über 30 Jahre alt, bereit war, mich einer politischen Partei anzuschließen. So lange hat das nachgewirkt, was ich vor 1945 gläubig und bereitwillig aufgenommen hatte.

Ein weiterer Grund für unsere lang andauernde „Geschichtslosigkeit“ ist sicher der rasche Wiederaufbau, die Anspannung aller Kräfte für den neuen wirtschaftlichen Aufschwung. Wir alle haben uns so sehr nach vorn orientiert, zur Gegenwart hin, daß wir meinten, Vergangenheit sei nur Ballast, überflüssig, am besten abzuwerfen wie aus dem Korb des aufstrebenden Luftballons, um die Höhe und Weite neuer Ziele zu gewinnen. Es hat lange gedauert, bis wir in Deutschland begriffen, daß auch wir aus Verganem leben, daß unsere Gegenwart in ganz vielen Punkten nichts weiter als das Ergebnis dessen ist, was war.

Solche Gedanken fallen mir zunächst einmal ein, wenn ich anfangs, über ein Thema nachzudenken, das so inhaltsschwer daherkommt wie dieses: „Geschichte und Identität — Erbe und Auftrag“. Heißt das, ich soll mich identifizieren mit der Vergangenheit meines Volkes, alles an- und hinnehmen, was war, es übernehmen und weitergeben an meine Kinder, meine Schüler, unsere Nachkommen? Das kann ich nicht. Meine Verantwortung zwingt mich, Filter einzubauen, d. h. nachzudenken, selbst erst einmal Positionen einzunehmen, bevor ich das Erbe weitergebe. Mein Auftrag muß sein zu prüfen, was wert ist, weitergegeben zu werden. Ich muß werten und urteilen und sagen, warum ich dieses gutheiße und jenes verdamme.

Diejenigen, die an uns das geschichtliche Erbe Weitergaben, glaubten richtig zu handeln, indem sie uns die Idee von der Größe und Macht des Reiches vermittelten. Wir, die erklärten Erben dieser Macht und Größe, waren leicht zu überzeugen. Wir fanden uns auch leicht damit ab, daß andere Völker und Rassen der Sklaverei, ja der Vernichtung verfielen, weil sie uns als nichtswürdig, böse und schlecht geschildert wurden von denen, die uns die Vergangenheit erläuterten. Noch leichter schien es uns zu begreifen, daß auch im eigenen Volk nur böse und schlechte Menschen etwas gegen den allseits bewunderten und bejubelten Führer

haben konnten, der „gegen eine Welt von Feinden“ Deutschlands Ruhm und Macht und Größe herzustellen schien.

Und dann führten der Mann und die Idee, die Deutschlands Rang und Größe für ein Jahrtausend sichern wollten, unser Volk in seine tiefste Niederlage. Nicht 1918, nicht 1806, nicht einmal 1648 hatte Deutschland so gründlich, so total und in jeder Hinsicht verloren. Was 1945 übrigblieb und sich an Zukunftshoffnungen eröffnete, war so vollständig das genaue Gegenteil dessen, was wir unter Hitler glaubten anstreben zu dürfen, daß die Betäubung wohl verständlich wird, die uns alle ergriff. Und in dieser Betäubung schworen wir auch der Vergangenheit ab, zumal die Beschäftigung mit der Vergangenheit ja auch nötig gemacht hätte, unser eigenes Verhalten kritisch zu überprüfen.

Noch ohne Selbstbewußtsein, fast willenlos, ließen sich die Deutschen von den Siegermächten ein politisches Korsett verpassen, wie es eben den Siegern gefiel. Die Deutschen in den Westzonen entschieden sich so wenig für das parlamentarische System wie die Deutschen in der Ostzone für das sozialistische. Wir nahmen es hin; denn wir hatten in unserem eigenen Land nichts zu sagen. Und wir hatten auch genug zu tun mit dem Überleben. Und bald hatten wir genug zu tun mit der Schaffung eines neuen Wohlstands. Fleißig sind die Deutschen ja; und wenn man tüchtig arbeitet, braucht man sonst nicht über vieles nachzudenken. Wenn die Idee einer demokratischen Gesellschaft überhaupt Fuß gefaßt hat bei uns, dann danken wir das in erster Linie der älteren Generation, die schon vor Hitler politisch gearbeitet und ihn überdauert hatte, und nicht zuletzt den jungen Leuten, die Hitler gar nicht mehr bewußt erlebt haben. Diese jungen Leute fingen nämlich an, kritisch zu fragen und auf den Busch zu klopfen, weil sie wissen wollten, ob hinter dem, was wir Demokratie nannten, eigentlich mehr steckte als das simple Streben nach Wohlstand.

Bis in die späten sechziger Jahre war unser politisches System für viele Bürger ja wirklich nicht viel mehr als der Hintergrund, vor dem man ungeniert und ziemlich hemmungslos seinem Besitzstreben nachgehen konnte. Nationales Selbstbewußtsein paßte ohnehin nicht in die Zeit; das hatte Hitler übermäßig strapaziert. Und unser geteiltes Volk hat bis heute keine rechte Basis für ein freudiges oder gar stolzes Bekenntnis zur eigenen Nation gefunden. Nur darum sind die Deutschen, wie man sagt, die „besten Europäer“ geworden, obwohl das eigentlich ganz falsch gedacht ist. Die Deutschen waren allerdings am ehesten bereit, sich selber aufzugeben, weil sie ihre eigene Identität verloren hatten. Inzwischen wissen wir, daß sie dadurch noch *nicht* zu guten Europäern werden. Im Gegenteil: Die Völker, die mit sich selber eins sind, die ihr Selbstbewußtsein ungebrochen bewahrt haben, sind eher imstande, ein geeintes Europa zu bauen. Und heute, scheint mir, finden wir auch allmählich einen Weg, ohne Hybris und ohne Scham Deutsche zu sein. Wir haben den Wert des Erbes erkannt, das wir

von den Alten aus der Zeit vor Hitler und von denen, die im Widerstand gegen Hitler standen, übernommen haben. Wir haben es angenommen und weiterentwickelt. Wir haben es sogar verteidigt gegen Leute, die es mißachten und verwerfen wollten und wollen. Es hat sich wirklich — und das gehört zu dem Besten, was man über Deutschland nach 1945 sagen kann — so etwas wie ein demokratisches Bewußtsein entwickelt. Ein Sinn für politische Fairneß ist entstanden — in der Bevölkerung mehr als bei manchen Politikern. Bürgerrechte zu besitzen, das heißt nicht mehr nur, im Streitfall Recht zu bekommen vor dem Verwaltungsgericht, sondern das heißt auch, wie die Amerikaner es so selbstbewußt formulieren: ein freier Bürger in einem freien Lande zu sein. Bürgerinitiativen gegen Regierungsvorhaben sind für mich ein Beispiel für das gewachsene demokratische Selbstbewußtsein in der Bevölkerung. Seit einigen Jahren scheint mir sogar, daß eher die Behörden im Umgang mit den Menschen ein wenig demokratischen Nachhilfeunterricht nötig hätten als umgekehrt. Wenn man fragt, woher das kommt, muß man sagen, daß es wohl mehr die jüngeren als die älteren Bürger sind, die über die bloße Einrichtung demokratischer Institutionen hinaus die Demokratisierung der Gesellschaft an- gepackt haben. Aber wie dem auch sei: Es ist unübersehbar, daß sich in dreißig Jahren Bundesrepublik die Demokratie in Deutschland so gefestigt hat, daß sie mit Sicherheit einige Belastungen (Wirtschaftskrisen o. ä.) aushalten würde. Nur Randgruppen der Gesellschaft — weniger als 2 % der Wähler — haben ein grundsätzlich anderes politisches Konzept. Nahezu geschlossen identifiziert sich die bundesdeutsche Bevölkerung mit dem parlamentarischen System unseres provisorischen Staates. Wann hätte es mehr Zustimmung für eine Staatsform gegeben?! —

All dies — ich glaube, das muß man sagen — ist ohne viel Rückbesinnung auf die Geschichte geschehen. Ich habe schon ausgeführt, warum Geschichte und Tradition lange eine so geringe Rolle bei uns gespielt haben. Seit einigen Jahren ist das anders. Der Sinn für das Vergangene ist irgendwie neu erwacht. Ein Indiz dafür ist der über Erwarten große Erfolg der Ausstellung „Fragen an die deutsche Geschichte“ im Reichstagsgebäude in Berlin, die 1971 zum 100. Jahrestag der Reichsgründung eröffnet wurde und sich bis heute als unermüdlicher Renner im Publikumsbesuch erweist. Und in dieser Ausstellung werden kritische Fragen gestellt und schmerzliche Feststellungen getroffen. Aber vielleicht ist der zeitliche Abstand zu dem Amoklauf der Deutschen unter Hitler jetzt doch groß genug, daß wir wieder einigermaßen unbefangen in die deutsche Geschichte zurückblicken können, um zu sehen, ob es nicht doch Traditionen gibt, auf die wir uns heute besinnen können und möchten.

Und siehe da: Es gibt sie. Wir haben nicht gerade die Wucht und Durchschlagskraft der Französischen Revolution aufgebracht, auch nicht die

Beharrlichkeit, mit der die Engländer ihren Königen Rechte abtrotzten, vielleicht auch nicht die Entschlossenheit, mit der die Amerikaner sich selbständig machten. Aber was unsere demokratischen Traditionen hauptsächlich von denen anderer Länder unterscheidet, ist wohl eher der Umstand, daß die Versuche des deutschen Volkes, Fürstenmacht abzuschütteln und sich selbst zu regieren, in aller Regel erfolglos waren, daß sie mehr oder weniger scheiterten. Das war bei den Bauernkriegen im 16. Jahrhundert schon so. Das war auch nicht anders, als die Deutschen sich 1813 zu nationaler Begeisterung im Kampf gegen Napoleon entflammen ließen. Die Fürsten betrogen sie doch um die Früchte ihres Einsatzes. Selbst 1849, vor 130 Jahren, nach dem großartigen Auftakt des Paulskirchenparlaments, gelang es den Fürsten noch einmal, sich durchzusetzen und ihre Macht zu retten. Und 1919, dieser groß angelegte Demokratieversuch der Weimarer Nationalversammlung, er scheiterte am Ende auch — nicht an den Fürsten, aber an den Feinden im eigenen Volk. Kampf um Bürgerrecht, das war in der deutschen Geschichte nichts, was durch seinen Erfolg für sich selber sprach und konnte daher leicht diffamiert werden. Erfolgreiche Auführer sind ja schnell als Verräter abgestempelt. Und das hat die offizielle Geschichtsschreibung in Deutschland gern getan. Wir aber könnten uns doch heute endlich einmal mit Respekt, ja mit Ehrfurcht derer erinnern, die in unserer Vergangenheit für die Freiheit der Menschen in Deutschland gekämpft haben.

Daß sie meist keinen Erfolg hatten, wertet ihren Kampf ja nicht ab, im Gegenteil: Die Tragik ihres Scheiterns, ihr vielfach schlimmes Ende — ein Beispiel sind für mich die Männer des 20. Juli 1944 — sollte uns mit ihnen zutiefst verbinden und uns herzlich dankbar machen dafür, daß wir heute wenigstens im westlichen Teil Deutschlands den Anschluß gefunden haben an die parlamentarisch-demokratische Entwicklung der europäischen Völker. Denn nach allem, was wir in der Vergangenheit erfahren haben, bietet unser politisches System unseren Bürgern doch wie nie zuvor einen Freiraum für persönliche Entscheidungen. Unser Problem ist schon eher das Gegenteil: nämlich dem Bürger klarzumachen, daß er auch Pflichten gegenüber dem Gemeinwesen hat.

Unsere Geschichte jedenfalls — um nun endlich die in der Themenstellung verwendeten Begriffe zu gebrauchen — überliefert uns trotz verspäteter und schon wieder verlorener Einheit und trotz später als andere und nur für einen Teil unseres Volkes errungener Freiheit auch eine demokratische, freiheitliche Tradition, mit der wir uns identifizieren können, die wir als Erbe übernehmen dürfen. Wenn wir sie nicht nur als Erbe, sondern auch als Auftrag nehmen, daraus in unserem Leben etwas zu machen, dann werden unsere Nachkommen diese Überlieferung wohl auch sowohl als Erbe wie als Auftrag annehmen. Dabei kommt es darauf an, daß wir das, was seit 1949 gewachsen ist, ohne neue Brüche fortsetzen. Nicht nur die jungen Leute im eigenen Volk, auch unsere Nachbarn haben wir mit den

tiefgreifenden Brüchen in unserer Geschichte, allein in diesem Jahrhundert, doch reichlich irritiert. Erst Kaiserreich, dann Republik, dann Hitlerdiktatur, dann ein paar Jahre Vakuum und schließlich zwei deutsche Staaten nach verschiedenem Strickmuster, das ist doch ein bißchen viel in achtzig Jahren.

Auch für die deutsche Volksgruppe, die ja sechzig von diesen achtzig Jahren als Minderheit im dänischen Staatsverband miterlebt hat, ist es sicher oft schwer gewesen, diese politischen Veränderungen in Deutschland wirklich zu begreifen und nachzuvollziehen. Die deutschen Nordschleswiger waren ja einerseits staatsrechtlich ausgeschlossen, andererseits aber persönlich einbezogen in die Zeitgeschichte unseres Volkes. Aus diesem Widerspruch rühren natürlich auch die persönlichen Konflikte her, die die heute Älteren in Nordschleswig auszutragen hatten. Damals, als Deutschland und Dänemark politisch weit auseinander lagen, ja als Dänemark das Opfer deutscher Kriegspläne wurde, war es natürlich schwerer als heute, *für* das eine — deutsch oder dänisch — zu sein, weil es bedeutete, *gegen* das andere zu sein. Grundsätzlich ist aber auch in besseren, in menschlicheren Zeiten, die Situation in einem Grenzland wie unserem anders als etwa in Hessen oder Franken. Wer sich dort überhaupt die Frage stellt — die meisten tun das sicher gar nicht —, ob er sich in die Geschichte seines Volkes hineinstellen, ob er dazugehören, identisch sein will mit dem, was sich in seiner Gegenwart als deutsch darstellt, der kann dazu ja oder nein sagen. Wenn er nein sagt, kann er in die innere oder äußere Emigration gehen. Hier aber kann einer, der mit seiner Herkunft brechen will, weil er sich mit ihr nicht identifizieren kann, sich dem anderen, dem benachbarten Volkstum zuwenden. Hier heißt die Alternative also eigentlich nicht: ja oder nein, sondern ja zum deutschen oder ja zum dänischen Volk. Wer diese Entscheidung für sich getroffen hat, ist dann meistens viel intensiver als in grenzfernen Gebieten deutsch — oder dänisch. Er stellt sich ganz bewußt in die Geschichte und Kultur seines Volkes und fühlt sich verpflichtet, das Erbe weiterzutragen.

Das Selbstverständnis der deutschen Volksgruppe

Die Existenz der nationalen Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzland ist durch die historische Entwicklung dieses Raumes bedingt, die lange von nationalen Spannungen und Gegensätzen geprägt gewesen ist. Aber nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich erfreulicherweise der Gedanke des friedlichen Mit- und Nebeneinander, der guten Nachbarschaft und der Toleranz und des gegenseitigen Respekts in unserem Grenzland durch.

In diesem Sinne hat auch die deutsche Volksgruppe in den letzten 35 Jahren einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Normalisierung und Stabilisierung der Verhältnisse im deutsch-dänischen Grenzland und darüber hinaus zur Normalisierung der deutsch-dänischen Beziehungen überhaupt geleistet.

Die Grundlagen der heutigen Arbeit der deutschen Volksgruppe sind das Selbstbewußtsein, der Idealismus und die Treue der deutschen Nordschleswiger sowie die Gründungserklärung des Bundes deutscher Nordschleswiger von 1945, wo die Volksgruppe ihre absolute Loyalität dem dänischen Staat gegenüber erklärt hat und die Kopenhagener Erklärung der dänischen Regierung von 1955, in der die Rechte der deutschen Minderheit festgelegt worden sind.

Auf diesem Hintergrund bemühen wir uns heute, eine zeitgemäße Minderheitenpolitik zu realisieren, indem wir versuchen, eine fruchtbare Synthese deutscher Volkszugehörigkeit und dänischer Staatsangehörigkeit herzustellen. Die Aufrechterhaltung und Vertiefung der geistigen und kulturellen Verbindungen zum deutschen Volk ist unser Hauptanliegen. Gleichzeitig wollen wir loyal und gleichberechtigt an den gesellschaftlichen Aufgaben innerhalb des dänischen Staates mitwirken, ohne unsere Eigenständigkeit aufzugeben, und wir wollen an der Gestaltung des deutsch-dänischen Grenzraumes zu einer Kontaktregion mit Erfahrungsaustausch und fruchtbaren Wechselwirkungen auf der Basis von Gleichberechtigung und Chancengleichheit mitwirken.

Auf dieser Grundlage fühlen wir uns getragen von unserem Volk und respektiert von dem Staat, in dem wir leben. Wir erfüllen damit eine Brückenfunktion im Grenzland und verwirklichen insofern auch ein praktisches Stück Europa.

*

Herr Bundespräsident, Sie haben 1976 vor Delegierten des Europarates in Berlin folgendes gesagt: „Kein Volk kann vor seiner Geschichte davonlaufen: nicht vor der Schuld, die sie verzeichnet, nicht vor den Aufgaben, die sie stellt.“ Diese Worte haben auch für die Situation unserer deutschen Volksgruppe und unseres Grenzlandes Geltung. Wir sind unserer Geschichte verbunden und fühlen uns ihr

gegenüber verantwortlich. Wir bemühen uns, die sich aus der Geschichte für uns ergebenden Verpflichtungen und Aufgaben zeitgemäß zu lösen ...

Deutsch zu sein ist 1979 kein Gegensatz zum Dänentum — sondern unsere Zugehörigkeit zum deutschen Volk ist in Verbindung mit einer aktiven Mitarbeit im dänischen Staat in Wirklichkeit eine Synthese unserer Funktionen im Grenzland, wo wir heute südlich und nördlich der Grenze unter Beweis stellen müssen, daß nationale Minderheiten nicht nur in Spannungszeiten zwischen beiden Völkern, sondern auch in einer Phase der Entspannung bestehen können. Dies ist unsere Aufgabe von geschichtlicher deutsch-dänischer Dimension ...

Gerhard Schmidt, der Hauptvorsitzende des Bundes deutscher Nordschleswiger, anlässlich des Besuches von Bundespräsident Walter Scheel bei der deutschen Volksgruppe im Juni 1979

Im Grenzland der Zukunft brauchen wir Verständnis, Offenheit, den Mut, die Probleme offen auszusprechen, sowohl die politischen als auch die praktischen. Zwar können wir Gesetze und Regeln machen, ja in vielen Fällen sind sie eine Notwendigkeit.

Aber wir brauchen kein Regionsparlament. Was wir brauchen, ist die Möglichkeit, uns zu treffen, falls Bedarf danach ist, und bei einer solchen Gelegenheit alles offen zu besprechen.

Vizebürgermeister Dycke Hoff zur Eröffnung der Dänisch-Deutschen Tage 1979 in Apenrade

Die geschichtlichen Grundlagen des Deutschtums in Nordschleswig

Ich beginne mit zwei — negativen — historischen Feststellungen: Die zwischen Karl d. Gr. und den Göttriksöhnen 811 festgelegte Eidergrenze hat sich staatsrechtlich zwar über 1000 Jahre, nämlich bis 1864, gehalten, volksrechtlich (wenn ich es einmal so nennen darf) hat sie sich von Anbeginn an als Trennungslinie nicht bewährt. Ebenso wenig hat — von Göttriks Zeiten bis zum Zweiten Weltkrieg hin — das Danewerk jemals seine militärische Funktion erfüllt. Nachdem um das Jahr 800 unser Land mit dem Vorstoß der fränkischen Macht aus der frühgeschichtlichen Dämmerung herausgetreten war, blieb es 400 Jahre lang ungewiß, ob hier im südwestlichen Winkel der Ostsee die Deutschen oder die Dänen oder die Slawen die Macht erringen würden — von der ersten Schlacht bei Bornhöved (798) bis zur berühmten zweiten Schlacht (1227). Daß schließlich die Entscheidung zugunsten der Deutschen fiel, lag einmal an der Überspannung der dänischen Expansionspolitik, zum anderen an dem in Mission und Kolonisation sich bekundenden kulturellen und bevölkerungspolitischen Übergewicht der Deutschen.

Die Konsolidierung der Grafschaft Holstein unter den Schauenburgern wirkte sich in mancher Hinsicht als Vorbild für das südjütische Jarltum aus und führte dazu, daß Schleswig als Herzogtum eine Sonderstellung innerhalb des dänischen Reiches einnahm. Damit war zugleich eine „Öffnung nach Süden“ verbunden.

Im 13. und 14. Jahrhundert gewinnen die Schauenburger Grafen einen zunehmenden Einfluß auf Schleswig, zum Teil auch auf das übrige Dänemark: 1260 Pfandbesitz des Gebietes zwischen Eider und Schlei; 1326 Constitutio Waldemariana; 1386 und erneut 1440 erbliche Belehnung mit Schleswig.

Im Zuge dieser Entwicklung kommen deutsche Ritter und Bauern in großer Zahl ins Land, in den Städten gewinnt das deutsche Element an Boden, durchweg übernimmt es die Führung im kommunalen und kommerziellen Bereich. Die Ripener Vereinbarungen mitsamt der „Tapferen Verbesserung“ von Kiel 1460 sind gleichsam das Grundgesetz für das — verschiedener Lehnshoheit unterstehende — Staatsgebilde, das man nunmehr mit Recht „Schleswig-Holstein“ nennen kann. Den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend, bestimmt die feudale und bürgerliche Oberschicht — überwiegend deutscher Herkunft — das politische Leben. Was das Kirchenregiment angeht, das seit der Reformation namentlich durch die Ausbildung der Geistlichen von großer Bedeutung ist, ist die Tatsache folgenreich, daß einige Teile Schleswigs den dänischen Bistümern Ribe und

Odense unterstehen, die Pastoren daher dänische Ausbildung erhalten und dem Dänentum zuneigen.

Die Landesteilungen führen dazu, daß namentlich in den Gottorfer Territorien der deutsche Einfluß an Boden gewinnt.

Als 1773 die Zeit der Teilungen endet und der territoriale Zustand von 1460 ungefähr wiederhergestellt und die Herzogtümer Teile des dänischen Gesamtstaates werden, ist doch keineswegs eine zunehmende Danisierung zu verzeichnen. Im Gegenteil: die Sonderstellung der Herzogtümer bleibt voll gewahrt. Durch das Biennium (künftige Beamte müssen mindestens zwei Jahre in Kiel studieren) wird der deutsche Einfluß im ganzen Lande verstärkt. Das gilt besonders vom akademischen Bürgertum, das in der nationalen Frage die führende Schicht darstellen sollte.

Im 19. Jahrhundert treten auf deutscher wie auf dänischer Seite mehrere gleichlaufende oder gegenläufige Strömungen auf: Konservative, liberale und demokratische, ferner gesamtstaatliche, schleswig-holsteinische, eiderdänische und speziell schleswigsche Zielvorstellungen. Dabei beruft man sich auf deutscher wie auf dänischer Seite oft zugleich auf das Staatsrecht und auf das demokratische Selbstbestimmungsrecht, obgleich beides sich nicht ohne weiteres vereinbaren läßt. Jetzt erst kommt es in Schleswig selbst zu einer Entscheidung zwischen Deutsch und Dänisch.

„Danisierungsbestrebungen“ 1850—1864 und die „Germanisierungsbestrebungen“ während der preußischen Zeit erweisen sich letztlich als erfolglos, ja sie haben vielfach gerade das Gegenteil zur Folge. Die während dieser zwei Perioden aus Dänemark bzw. aus Deutschland nach Schleswig Zugezogenen (Beamte, Pastoren usw.) haben das Land nach 1864 bzw. 1920 größtenteils wieder verlassen.

Nach 1920 fand das Deutschtum in Nordschleswig viel Unterstützung aus dem Reich, es konnte sein Schulwesen usw. aufbauen. Eine Grenzrevision blieb bei den meisten deutschen Nordschleswigern, auch bei Pastor Schmidt-Wodder, die Hoffnung, die man nicht aufgab. Meine Freunde aus Nordschleswig können sicher besser als ich beurteilen, wieviel Anklang der Nationalsozialismus bei ihnen fand. Sie wissen zweifellos besser, inwieweit man enttäuscht war über Hitlers Rede am 23. April 1932 in Flensburg, in der von einem „Heim ins Reich“ keine Rede war. Läßt sich heute überhaupt einigermaßen objektiv feststellen, wie weit der Nationalsozialismus innerhalb des nordschleswigschen Deutschtums zu einer verstärkten Spannung oder zu einer Konsolidierung führte?

Während des Zweiten Weltkrieges mit seiner Besetzung Dänemarks standen die deutschen Nordschleswiger oft vor schwierigen Gewissensentscheidungen. Nach 1945 erfolgte die „Abrechnung“. Während in Südschleswig die Zahl der dänischen Stimmen fieberhaft hochschnellte. — eine Folge der totalen materiellen und

geistig-seelischen Katastrophe — bewahrte das Deutschtum in Nordschleswig durchweg seine Treue zu seiner Tradition. Es ist wohl kein Zweifel, daß diese Selbstbehauptung nicht zuletzt ein Ergebnis dessen war, was ich symbolisch als „Faarhus“ bezeichnen möchte. Es führte zu verstärkter Solidarisierung. Was aber, wenn solches Erleben verblaßt oder fehlt — nämlich in der jüngeren Generation?

*

Die Menschen im Grenzgebiet auf unserer Cimbrischen Halbinsel sind, ob sie wollen oder nicht, den magnetischen Kräften aus Nord oder Süd unterworfen. Wohin gehören sie? Wer ist Deutscher? Wer ist Däne? Das ist keine Fragebogenangelegenheit; es ist kein Ergebnis eines staatlichen Zwanges oder einer bürokratischen Abstempelung. Man kann sich auch nicht auf die historische Entwicklung berufen und im selben Atemzug unter ein beliebiges Jahr — 1864, 1920, 1945 oder 1979 — einen Schlußstrich ziehen und die Dynamik zur Statik erstarren lassen.

Meiner Überzeugung nach gibt es auf die Frage: „Wer ist Deutscher? Wer ist Däne?“ nur die eine Antwort: „Wer will!“

Ich möchte bezweifeln, ob man auf dem richtigen Wege ist, wenn man bei den deutschen Nordschleswigern nach einer „*ethnischen* Identität“ fahndet. Zutreffender scheint mir zu sein, in einer „*ethischen* Identität“ den Schlüssel zum Verständnis zu suchen. Unter *ethisch* verstehe ich hier: Treue zu sich selbst, zu seiner Familie, zu seiner historischen Tradition.

Das Problematische des nationalen Bekenntnisses — ob deutsch oder dänisch — möchte ich an einigen Beispielen verdeutlichen. Vielleicht kann der eine oder der andere hier und da Vergleiche mit dem Schicksal seiner eigenen Familie ziehen.

Die zeitgeschichtlichen, soziologischen und psychologischen Voraussetzungen für die Entwicklung des nationalen Bekenntnisses wurden anschließend geschildert an Hand der Schicksale historischer Persönlichkeiten des schleswig-holsteinisch-dänischen Gesamtstaates: wie Henrich Steffens, Adam Oehlenschläger, N. S. F. Grundtvig, Nicolaus Falck, Christian Paulsen, Harro Harring, Orla Lehmann u. a.

Die Identitätsfrage — andere bezeichnen sie als Identitätskrise — ist heute mehr denn je eine Herausforderung in der kulturpolitischen Debatte. Wir leben in einer Welt, in der die technologische Entwicklung die Staaten einander näher denn je gebracht hat, in der Krisen auf der anderen Seite der Erdkugel ein globales Anliegen werden.

In einer solchen Entwicklung hat jedes Land, jede Gegend und jeder Mensch das Bedürfnis, an der eigenen Identität festzuhalten, und das heißt dann wiederum an der eigenen Sprache, der eigenen Kultur. Das ist nicht so zu verstehen, daß wir die Sprache und Kultur abriegeln, sie vor Einflüssen und Zusammenarbeit schützen sollen. Im Gegenteil. Eine aktive Kulturpolitik muß darauf bauen, für das kulturelle Leben einen weiten Rahmen zu schaffen.

Ole Perch Nielsen, Staatssekretär im dänischen Kulturministerium
zur Eröffnung der Dänisch-Deutschen Tage 1979 in Apenrade

Das Werden des neuen Schleswig-Holstein und seine Bedeutung für Nordschleswig

Das Thema „Das Werden des neuen Schleswig-Holstein und seine Bedeutung für Nordschleswig“ ist außerordentlich umfassend und bedarf einer gewissen Eingrenzung und Erläuterung. Die zeitliche Zuordnung ist klar: Wenn wir Schleswig-Holstein und Nordschleswig einander gegenüberstellen, kann damit nur die Zeit nach der Grenzziehung 1920 mit der dadurch bedingten Teilung des alten Herzogtums Schleswig gemeint sein. Damals, nämlich seit 1867, war Schleswig-Holstein eine preußische Provinz.

Wenn in unserem Thema vom „Werden des *neuen* Schleswig-Holstein“ die Rede ist, kann damit nur die Gründung des Landes Schleswig-Holstein nach 1945 gemeint sein. Weder die Grenzziehung von 1920 noch die Gründung des *Landes* Schleswig-Holstein haben die geschichtlich bedingte und geschichtlich gewachsene Gemeinsamkeit Schleswig-Holsteins und Nordschleswigs aufgehoben.

Einige Anmerkungen zur deutschen Volksgruppe in Nordschleswig nach 1945

Diese Zusammengehörigkeit ist mir auch deutlich geworden auf der Tagung des Volkshochschulvereins für Nordschleswig am 3. November 1978, als dargestellt wurde, daß die Anfänge des im November 1945 gegründeten Bundes deutscher Nordschleswiger auf die Zeit des Zweiten Weltkrieges und insbesondere auf die „Hadersiebener Erklärung“ von 1943 zurückzuführen sind. Damals wurde im Sinne der Gründungsurkunde des BdN der Begriff der absoluten Loyalität gegenüber der dänischen Krone und dem dänischen Herbergsstaat geprägt; es wurde die Gemeinsamkeit aller nordschleswigschen Menschen in ihrer Heimatverwurzelung herausgestellt. Dem Nordschleswiger deutscher Sprache und deutscher Gesinnung wurde „das Recht auf Leben“ in seiner nordschleswigschen Heimat zugesprochen, wie es seit 1776, dem Jahr der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, Ausdruck der natürlich verankerten Menschenrechte ist — in dem bekannten Leitwort „Leben und Freiheit und Streben nach Glück“. In die Gründungsurkunde des Bundes deutscher Nordschleswiger ist dieser Gedanke aufgenommen worden mit dem Bekenntnis zu den Grundsätzen der Demokratie, des Rechtes, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit.

Die deutsche Volksgruppe befand sich nach dem 5. Mai 1945 — dem Tag der deutschen Kapitulation im Nordraum, der in Dänemark als Befreiungstag gefeiert wird — in einer schweren Existenzkrise, in der von außen her die Volksgruppe den

ganzen Haß, die Ablehnung alles Deutschen überhaupt seitens der dänischen Bevölkerung zu ertragen hatte. Es begann eine Verhaftungswelle, die im Zuge der dänischen Rechtsabrechnung in kurzer Zeit 3000 Personen gefangensetzte — unter harten Bedingungen, vornehmlich im Faarhuslager.

Die Rechtsabrechnung hat auch ihr Gutes gehabt. Die deutsche Minderheit ist durch Verhaftung, Konfiskation aller Gebäude, Schließung der Schulen in eine Existenzkrise gestoßen worden. Sie hat — gerade deswegen — von innen her die Kraft gefunden zur Selbstbehauptung: durch das Gespräch miteinander, das auch führende nordschleswigsche Nationalsozialisten wie Jens Möller einbezog und das Klarheit darüber brachte, daß von wenigen Ausnahmen abgesehen alle deutschen Nordschleswiger — ob in der Partei oder ihr fernstehend — nur eines wollten: Wahrung ihrer heimdeutschen Identität. Die Gespräche brachten aber auch die Einsicht, daß dieses Ziel nur auf der Grundlage der Haderslebener Erklärung und der Gründungsakte des Bundes deutscher Nordschleswiger zu verwirklichen sei. Die erreichte innere Einheit hat auf der Tagung in Tingleff ihren Ausdruck darin gefunden, daß Uwe Möller, gleichsam stellvertretend für den verstorbenen Vater, seinen Respekt vor den Initiatoren der „Haderslebener Erklärung“ (Pastor Beuck, Direktor Matthias Hansen) bezeugte.*

Im Kampf um ihre Selbstbehauptung hat die deutsche Minderheit Hilfe gehabt: zum ersten von besonnenen Dänen, so zurückhaltend sie auch aus Angst vor ihren eigenen fanatischen Landsleuten anfänglich waren, zum andern durch die Gründung des Landes Schleswig-Holstein.

Die Entwicklung von der Provinz zum Land Schleswig-Holstein

Mit dem Werden des Landes Schleswig-Holstein ist der Gründungsprozeß gemeint, der sich über die Jahre von 1945 bis 1950 erstreckt, nämlich vom Zusammenbruch bis zur Verabschiedung der Landessatzung im Dezember 1949 durch den 1. Gewählten Schleswig-Holsteinischen Landtag und ihre Inkraftsetzung im Januar 1950. Damit war in verfassungsrechtlicher Hinsicht eine Entwicklung abgeschlossen, die zum Zeitpunkt des Zusammenbruchs 1945 niemand vorausgesehen hatte. Es ist richtig, wenn im Januarheft 1970 der Zeitschrift „Schleswig-Holstein“ Peter Petersen schreibt: „Hier war den Schleswig-Holsteinern zugefallen, von vielen unbemerkt, wonach Generationen von Schleswigern und Holsteinern vergeblich gestrebt hatten: das eigene Land Schleswig-Holstein, das sich als Teil, als Gliedstaat des Reiches bzw. Bundes versteht. Die Schleswig-Holsteiner der Nachkriegszeit haben diese Entwicklung ohne Jubel, ja ohne innere Beteiligung aufgenommen.“

Als aber der Gründungsprozeß von der preußischen Provinz zum Land Schleswig-Holstein stattfand, sah vieles anders aus: Die Zeit war von seelischer und materieller Not erfüllt, die Menschen befanden sich im Existenzkampf, vor allem

die eine Million Flüchtlinge, die sich gar nicht als Schleswig-Holsteiner fühlen konnten. Wer wollte in solcher Zeit, da die Militärregierung herrschte, überhaupt Zustimmung oder auch nur innere Anteilnahme erwarten, als an die Stelle der Provinz das Land Schleswig-Holstein trat?

Dieser Wechsel von der preußischen Provinz zum Bundesland Schleswig-Holstein ist vor allem als ein rechtlicher Vorgang zu beschreiben, und zwar unter dem in den Jahren 1945-47 verwandten Begriff der „Überleitung“.

Am Anfang war Preußen! Nachdem sich die britische Militärregierung unter Colonel, später Brigadegeneral Henderson im Hause der Landwirtschaftskammer in Kiel etabliert hatte, Anfang Mai 1945, kam wiederholt ein Militärkommando in den Rantzaubau des Kieler Schlosses, wo das Oberpräsidium seinen Sitz hatte. Gauleiter und Oberpräsident Lohse war verschwunden; er ist dann später aufgefunden und verhaftet worden. Sein Vertreter, Regierungspräsident Vöge, der zugleich der Leiter des Regierungsbezirks Schleswig war, wurde im Schloß verhaftet. Der dritte Mann des Oberpräsidiums, Regierungsdirektor Dr. Hoevermann, wurde dagegen am 14. Mai zum Militärgouverneur Colonel Henderson gerufen. Zu seiner eigenen Überraschung (er war Parteimitglied gewesen) wurde er zum Kommissarischen Oberpräsidenten ernannt und vier Monate später in diesem Amt bestätigt. Die übrigen leitenden Ämter wurden entsprechend der preußischen Provinzialordnung wie folgt neu besetzt: Vertreter des Oberpräsidenten als Vizepräsident im Oberpräsidium wurde Paul Backe; die Leitung des Regierungsbezirks Schleswig wurde Werner Mensching angeboten; an Stelle des abgesetzten Landeshauptmanns Dr. Schow wurde seinem Vertreter, dem Ersten Landesrat Dr. Mühling, die Leitung des Provinzialverbandes übertragen.

Die hauptsächlichen Motive für diese personelle Erneuerung der preußischen Provinzialordnung waren diese: zum ersten ging es darum, die Verwaltung so schnell wie möglich wieder funktionsfähig zu machen, zum anderen: Zeit zu gewinnen, damit unter deutscher Mitbeteiligung, vor allem nach der Zulassung und Gründung der politischen Parteien im September 1945, die Neuordnung überlegt werden konnte.

Diese Neuordnung ist zur Hauptsache das Werk Theodor Steltzers und seiner engsten Mitarbeiter Wormit, Lauritzen, Praetorius, Backe und Clasen. Steltzer, ein Mann des 20. Juli, Mitbegründer der Berliner CDU, ehemaliger und wieder eingesetzter Landrat des Kreises Rendsburg, besaß das volle Vertrauen der britischen Control Commission in Berlin. Diese drängte auf Hoevermanns Entlassung. Am 15. November 1945 wurde Steltzer sein Nachfolger.

Am folgenden Tag schon wurde die Zusammenlegung des Oberpräsidiums und des Regierungspräsidiums verfügt. Neue Behörden wurden geschaffen, die im Frühjahr 1946 auch die Aufgaben des Provinzialverbandes in sich aufnahmen. Die

neue Verwaltungsstruktur umfaßte: Oberpräsident - Präsidialkanzlei - sechs Landesämter (für Inneres, Finanzen, Wirtschaft, Ernährung, Volksbildung, Volkswohlfahrt).

Im Februar 1946 berief die Militärregierung den 1. Ernannten Landtag, der — obgleich noch nicht demokratisch gewählt — eine bescheidene Gesetzgebung ausübte, eine vorläufige Verfassung verabschiedete und aus seiner Mitte ein Ministerium berief, das dem Oberpräsidenten an die Seite gegeben wurde und am 14. Mai 1946 als politisches Führungsorgan und Kabinett einer großen Koalition zu seiner ersten Sitzung zusammentrat. Den Abschluß der Überleitung bildeten die Verordnung Nr. 46 der Militärregierung vom 23. August 1946 und die Verordnung Nr. 57 vom 1. Dezember 1946. Sie beinhalteten folgendes: die preußischen Provinzen der britischen Zone wurden zu Ländern erhoben, sie erhielten klare Kompetenzen, die den Kreisen und Kommunen ein gewisses Maß an Selbstverwaltung gaben und vor allem die Reichsgewalt unangetastet ließen; diese wurde treuhänderisch von Zonenzentralämtern und ab 1947 von den bizonalen Wirtschaftsorganen wahrgenommen.

Erst mit der Landtagswahl am 20. April 1947, die eine klare SPD-Mehrheit und Schleswig-Holstein für gut drei Jahre unter die Führung der Ministerpräsidenten Lüdemann und Diekmann brachte, folgte der rechtlichen Überleitung die politisch-demokratische Legitimation nach. Die neuen Organe und Aufgaben des Landes erhielten ihre Verankerung in der erwähnten Landessatzung vom Dezember 1949.

Grundlagen des Landes:

Selbstverwaltung — Schleswig-Holsteinischer Gedanke — Modell-Land

Wir fragen uns: In welchem politischen Kräftefeld vollzog sich die „Überleitung“ von der Provinz zum Land Schleswig-Holstein?

Wir erkennen diese Kräfte an drei Personen, die damals eine wichtige Rolle spielten und stellvertretend auch für andere zu nennen sind: Oberpräsident Theodor Steltzer, Pastor Dr. Muuß, Brigadier Gail Patrick Henderson.

Theodor Steltzer brachte den Selbstverwaltungsgedanken ein, und zwar in bewußter Anknüpfung an den Reichsfreiherrn vom Stein, wie er dies bei der Eröffnung des 1. Ernannten Landtages am 26. Februar 1946 im Kieler Schauspielhaus zum Ausdruck brachte. Er sprach davon, daß nur auf der breiten Grundlage der Selbstverwaltung in der Provinz, den Städten, Kreisen und Gemeinden ein erfolversprechender Wiederaufbau in Angriff genommen werden könne. Die Wahrnehmung aller Aufgaben durch die Organe der Selbstverwaltung müsse zum Grundsatz werden. Von den gleichen Idealen sei auch der Freiherr vom Stein erfüllt gewesen.

Pastor Dr. Rudolf Muuß (Stedesand) brachte den Schleswig-Holsteinischen Landesgedanken in Anknüpfung an die Erhebungszeit 1848 ein. Da der

preußische Staat zerschlagen war, galt es nun zu verwirklichen, was seinerzeit (September 1848) die Schleswig-Holsteinische Landesversammlung mit der Festsetzung des Staatsgrundgesetzes erreichen wollte: das eigene Land Schleswig-Holstein.

Brigadier Gail Patrick Henderson vertrat den Gedanken des „Modell-Landes Schleswig-Holstein“. Ihm waren wesentlich: die natürlichen Grenzen des gut überschaubaren Raumes Schleswig-Holstein und seine relativ einheitliche Sozialstruktur, die etwa bei einer Zusammenfassung von Hamburg und Schleswig-Holstein nicht gegeben wäre. Seine rethorische Frage war: Welche gemeinsamen Interessen können etwa die Hamburger Kaufleute und die schleswig-holsteinischen Bauern haben?

Hinzu kam bald ein gewisses Eifersuchts- oder Rivalitätsdenken mit anderen Provincial Detachments der Militärregierung. Henderson war ab Mai 1945 über drei Jahre lang in Schleswig-Holstein in leitender Stellung der Militärregierung tätig, und mehr und mehr identifizierte er sich persönlich mit diesem Land.

Die Länderordnung in der britischen Zone

Die britische Control Commission in Berlin war nicht unbedingt auf das Land Schleswig-Holstein festgelegt. Sie wünschte für die britische Zone eine Länderordnung, die ihrem grundsätzlichen Interesse an einer nicht zu großen Zahl von Ländern in Deutschland und ihrem Wunsch nach Zustimmung der davon betroffenen Bevölkerung entsprechen würde. Aus diesem Grunde hatte die britische Control Commission mit Schreiben vom 4. Juli 1946 den Zonenbeirat in Hamburg (ein von der Militärregierung in Hamburg zu ihrer Beratung einberufenes Organ) ersucht, einen Sonderausschuß einzusetzen, der zur Länderneuordnung ein Gutachten erarbeiten und im Plenum des Zonenbeirats zur Diskussion stellen sollte. Es sei auszugehen von drei Bedingungen: 1. Die Schaffung des Landes Nordrhein-Westfalen dürfe nicht in Frage gestellt werden; 2. Die Gesamtzahl der zu schaffenden Länder dürfe in der britischen Zone fünf nicht überschreiten und 3. Aufgaben des Deutschen Reiches dürfen nicht auf die Länder übertragen werden.

Das Ergebnis der Beratungen des Sonderausschusses führte zu drei Gutachten und zusätzlichen Sondervoten, die Änderungsvorschläge im Detail brachten. Eine relative Minderheit und die Zustimmung der Control Commission fand der Plan des hannoverschen Ministerpräsidenten Hinrich Kopf. Am 6. September 1946 legte er zusammen mit acht anderen Ausschußmitgliedern den Plan einer „organischen Gliederung“ der britischen Zone vor; der Plan sah vor: die Bildung der Länder Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Schleswig-Holstein und der Stadtstaaten Hamburg und Bremen.

Mit diesem Plan, der im November 1946 zur Neugründung des Landes

Niedersachsen führte, war zugleich die Gründung des Landes Schleswig-Holstein bestätigt worden.

Der SSW und Ministerpräsident Lüdemann gegen ein Land Schleswig-Holstein

Zu dieser Entwicklung gab es Gegenkräfte unterschiedlicher Art, die jedoch — ungewollt — zusammenwirkten. Ich will das an folgendem deutlich machen: Am 30. Juni 1948 stellten die sechs dänisch gesinnten Südschleswiger Hermann Clausen, Samuel Münchow, Hermann Olson, Berthold Bahnsen, Carsten Boysen und Oldsen den Antrag, der SSW möge gemäß der Verordnung Nr. 12 der Militärregierung als politische Partei zugelassen werden. Das Foreign Office in London hat dieses am 3. August 1948 gutgeheißen, obwohl es — ebenso wie der Regional Commissioner in Kiel und die Control Commission in Berlin — den ersten Artikel der Satzung des SSW für politisch unklug und gegen die Gesamtinteressen, also auch gegen die dänischen Interessen gerichtet hielt.

Um was ging es in diesem Artikel? Südschleswig sollte von Holstein getrennt und ein selbständiges Land mit eigenem Landtag innerhalb der britischen Zone werden.

Schon einen Tag nach der Anerkennung des SSW als politische Partei durch das Foreign Office widersetzte sich der dänische Botschafter in London, Graf Reventlow, in einem Aide memoire der im Zusammenhänge mit der Bildung des Landes Schleswig-Holstein von britischer Seite ausgesprochenen Anerkennung der blau-weiß-roten Landesfahne, und dies mit folgenden Argumenten: die blau-weiß-rote Fahne sei eine Fahne der Rebellion von 1848, „an old flag of revolt“, sie werde als Symbol verstanden für die „angebliche“ Zusammengehörigkeit von Schleswig und Holstein, es löse in Dänemark Unruhe aus, daß diese Fahne die offizielle schleswig-holsteinische Landesfahne werden solle. Das Foreign Office sagte am 6. August 1948 zu diesem Ansinnen „nein“.

Am 23. August 1948 wurde der dänische Botschafter Graf Reventlow im Foreign Office wieder vorstellig; er habe neue Argumente: Die Überprüfung der westdeutschen Ländergrenzen auf Vorschlag der westlichen Alliierten hätte den schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Hermann Lüdemann (SPD) veranlaßt, das eigene Land Schleswig-Holstein in Frage zu stellen. Er, Lüdemann, schlage die Verbindung Schleswig-Holsteins mit Hamburg und Niedersachsen zu einem Nordweststaat vor. Für ein solches Land käme die blau-weiß-rote Fahne als Landesfahne ja nicht in Betracht.

Ich gebe ein anderes Beispiel, wie die Forderung des SSW nach der Trennung Schlesiens von Holstein und Lüdemanns Nordweststaatgedanke, den er mit vielen seiner Parteifreunde damals teilte, zusammenwirkten — wohlgemerkt, ohne daß Lüdemann dies selber erkannte. Vom Mai 1947 an wurde in der schleswig-

holsteinischen Landesregierung der Referentenentwurf einer Landesverfassung diskutiert. Die Bestimmung in Artikel 2 lautete: „Das Land Schleswig-Holstein ist ein unteilbares Gebiet“; dies wurde öffentlich bekannt und erregte die dänischen Gemüter sowohl im Grenzgebiet als auch in Kopenhagen. Der Regional Commissioner Asbury (Kiel) gab an die britische Regierung, aber — zur Weiterleitung nach Kopenhagen — die „beruhigende“ Mitteilung, Lüdemann werde den Referentenentwurf der Landesverfassung und insbesondere die Unteilbarkeitsbestimmung zurückziehen. Er sei grundsätzlich gegen die Unteilbarkeit, weil sie die seines Erachtens notwendige Länderneuordnung in Norddeutschland erschwere.

Ministerpräsident Hermann Lüdemann hatte schon im September 1947 den Besuch des britischen Deutschlandministers Lord Pakenham dazu benutzt, sein Anliegen, die Schaffung eines Nordweststaates (möglichst von Flensburg bis Emden und bis Göttingen) zu vertreten. Diese Politik Lüdemanns hatte zeitweise — nachdem im Sommer 1946 das bevölkerungsreichste und wirtschaftlich stärkste Land Nordrhein-Westfalen geschaffen wurde und Schleswig-Holstein aus eigener Kraft das Flüchtlingsproblem nicht lösen konnte — Zustimmung nicht nur bei der Sozialdemokratie, sondern auch bei den bürgerlichen Parteien gefunden. Doch Lüdemann wollte mehr: Sein Leitbild war nicht der föderal gegliederte, sondern der einheitliche zentrale Staat, der mit großen Flächen wenigstens partiell erreicht werden sollte. Die eigenen Parteifreunde Lüdemanns südlich der Elbe, Hinrich Kopf, Adolf Grimme, Max Brauer und Wilhelm Kaisen aber folgten ihm darin nicht, und auch in seiner eigenen Landesregierung stieß er bei Finanzminister Richard Schenck und bei dem Landesbeauftragten für Schleswig, Landesdirektor Jens Nydahl, auf Widerspruch.

Die dänische Forderung der Trennung Schlesiwijs von Holstein

Von ganz anderem Gewicht war die unter einem ganz anderen Vorzeichen stehende Infragestellung des Landes Schleswig-Holstein durch die Politik der dänischen Regierungen (mit Rückhalt bei allen großen politischen Parteien in Dänemark) und der Wortführer der dänisch gesinnten südschleswigschen Bevölkerung. Vom Sommer 1946 bis zum Herbst 1948 und länger noch wurde ständig in den dänischen bzw. dänisch gesinnten Verlautbarungen die Forderung der Trennung Schlesiwijs von Holstein wiederholt, wobei die Oktobernote vom 19. Oktober 1946 als Antwort auf Fragen der britischen Regierung vom 9. September 1946 ein besonderes Gewicht hatte. Zudem standen alle dänischen Parteien hinter dieser Antwort, wobei die sog. Aktivisten der dänischen Südschleswijspolitik die Verwaltungstrennung sicherlich nicht das eigentliche Ziel war, sondern nur eine Vorstufe zur Inkorporation Südschlesiwijs — wenigstens bis zur Schleilinie — in Dänemark.

Wir stehen vor der Frage: Warum hat die britische Regierung der Forderung nach der Verwaltungstrennung Schleswigs von Holstein nicht stattgegeben, zumal der britische Botschafter in Kopenhagen, Randall, wiederholt sein Verständnis für diese dänische Forderung bekundete?

Die britische Regierung hatte in ihrer Septembernote 1946 Lösungsmöglichkeiten aufgezeichnet, die sie, wenn die dänische Regierung dies wolle, gegenüber den anderen Alliierten vertreten werde: Austausch der volklichen Minderheiten, wenn diese im Mutterland leben wollen; Grenzregulierung mit oder ohne Abstimmung. Die britische Politik ist nicht mißzuverstehen: Das Foreign Office machte sich die vorgeschlagenen Lösungsmöglichkeiten nicht selber zu eigen, es wollte aber von der dänischen Regierung Klarheit und eine schnelle Regelung des Minderheitenproblems in Schleswig-Holstein. Dies Problem dürfe nicht — gleichsam als „Zeitbombe“ — den weiteren Wiederaufbau in Deutschland belasten.

Die Haltung der britischen Regierung zur Frage der Minderheiten

Die britische Regierung ging grundsätzlich von dem Vorhandensein zweier Minderheiten aus, eben auch der deutschen in Nordschleswig. Es wurde im Foreign Office sehr genau wahrgenommen, daß sich die deutsche Volksgruppe in einer schweren Belastungsprobe befand, sich aber behauptete, und bei manchen Problemen, der Schule etwa, sich eine Entspannung der schwierigen Lage abzeichnete. Das klare Nein, das britischerseits der dänischen Südschleswigpolitik entgegengesetzt wurde, ergab sich aus dem engen Zusammenwirken der Control Commission in Berlin und dem Foreign Office. Man war sich einig in den folgenden zehn Punkten:

1. Die Volksabstimmung des Jahres 1920 hat eine gerechte Lösung gebracht.
2. In den zwanziger und dreißiger Jahren habe sich gezeigt, wie klein die dänische Minderheit in dem südschleswigschen Raum gewesen sei, in welchem es andererseits seit 1932 eine weit über dem im Reichsdurchschnitt liegende NS-Mehrheit gegeben habe.
3. Der gewaltsamen Besetzung 1940-45 habe sich Dänemark gebeugt ohne in den Kriegszustand gegen Deutschland einzutreten, folglich habe Dänemark keine moralischen Ansprüche zu stellen wie etwa Holland, das — anders als Dänemark — von den Deutschen als besetztes Feindland behandelt worden sei.
4. 1945 hätten viele Deutsche der deutschen Not entfliehen wollen, die „baccin-minded people“ seien nun „Danish-minded“.
5. Mit der dänisch orientierten bzw. schleswigsch orientierten Propaganda, die zugleich gegen die Flüchtlinge und gegen das „andersartige“ Holstein gerichtet sei, wolle man deutsche Südschleswiger zu Dänen bekehren.

6. Die britische Zone brauche Schleswig zur Flüchtlingsaufnahme. Im übrigen sei der große Flüchtlingsanteil in Schleswig, der — wenn man von Kiel absehe — im Durchschnitt dem von Holstein entspreche und nicht höher sei, kriegsbedingt; er träfe ein Land, das im Kriege die geringsten Schäden erlitten habe; es werde nur langfristig eine gewisse Reduzierung durch Umsiedlung möglich sein.
7. Die sogenannte Verwaltungstrennung sei nur gedacht als ein erster Schritt auf dem Wege zur Eingliederung Schleswigs in Dänemark, Das Ergebnis der Trennung von Schleswig und Holstein würde nur ein künstliches, nicht lebensfähiges Gebilde Südschleswig schaffen.
8. Die von Dänemark geschürte Irredenta-Bewegung führe zur Gegenwehr der deutschgesinnten Südschleswiger. Es sei zu beklagen — so der Leiter der politischen Deutschlandabteilung im Foreign Office — wie im Grenzland wieder ein aggressiver Nationalismus geweckt werde.
9. Die britische Regierung dulde keine Einmischung in die Belange ihrer Besatzungspolitik, für die sie allein zuständig sei.
10. Diese Verantwortung für Deutschland habe eine klare Zielsetzung, die eine Irredenta oder einen Separatismus ausschlosse: den Aufbau eines demokratischen, wohlgeordneten deutschen Bundesstaates. —
Ein eigenes Land Schleswig? Ein eigenes Land Holstein oder dieses verbunden mit Hamburg oder Niedersachsen?
Gefährdet das nicht die gesamte Wiederaufbauarbeit in Deutschland? So fragte am 23. Januar 1948 der britische Regional Commissioner für Schleswig-Holstein, William Asbury. Und er fand Zustimmung bei der britischen Control Commission for Germany in Berlin; er fand Zustimmung im Foreign Office, wo das German Political Department erklärte:
„We are strongly opposed to the dismemberment of Germany. The Germans are to believe this: It is important to us that they should see us as the Champions of German unity.“
Wir haben hier eine einzigartige Situation :
Der Sieger schützte den Besiegten!

Die Reaktion der dänischen Regierung

Wie reagierte hierauf die Regierung des dänischen Staatsministers Hans Hedtoft, die seit dem November 1947 im Amte war? Ende Juli 1948 übermittelte Randall, der britische Botschafter in Kopenhagen, seiner Regierung den Wunsch, sie möchte eine dänische Parlamentarierdelegation unter der Leitung des Außenministers Rasmussen empfangen. Dieser Wunsch löste, da die Verhandlungen über die Gründung eines westdeutschen Staates gerade in einem kritischen Stadium waren, auf britischer Seite Verlegenheit aus. Andererseits sah

man die Notwendigkeit ein, gerade der Regierung Hedtoft entgegenzukommen, denn mit ihr sei besser zu reden als mit der vorausgegangenen Regierung des Staatsministers Knud Kristensen. Hedtoft ließ durchblicken, er könne die dänische Südschleswigpolitik nur überdenken, wenn die Führer der im dänischen Reichstag vertretenen Parteien selber aus erster Hand erführen, wie die britische Position sei.

Es war also klar: Wenn es keine Flüchtlingsumsiedlung aus Südschleswig geben könne und die Trennung Schleswigs von Holstein verweigert würde, dann wollte die Regierung Hedtoft nicht des Versagens bezichtigt werden, dann sollte eben die britische Regierung dafür allein die Verantwortung auf sich nehmen. Diese war bereit, der dänischen Delegation mit Gustav Rasmussen, Ole Bjørn Kraft, Thorkil Kristensen, Alsing Andersen, Jørgen Jørgensen den britischen Standpunkt klarzumachen, wenn gleichzeitig nach einer Lösung des Minderheitenproblems gesucht werde.

Am 18. Oktober begannen die Gespräche in London unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs Lord Henderson. Die dänische Position vertrat Gustav Rasmussen auf der Grundlage der Oktobernote. Ole Bjørn Kraft begründete ergänzend, wie wichtig nach dänischer Auffassung die Verwaltungstrennung sei. Aber gerade in diesem Punkt war das Nein des Foreign Office klar und bestimmt. Das Flüchtlingsproblem hingegen ließ längerfristig dem Bevölkerungsausgleich gewisse Lösungen zu, wenn die bundesdeutsche Regierung gebildet sei. Zur Vorbereitung auf ihre Aufgabe, so versprach Lord Henderson, wolle sich die britische Regierung für eine Art „Working Group“ aller Interessierten einsetzen, einschließlich eines Vertreters der dänischen Minderheit.

Verhandlungen um Minderheitenschutzbestimmungen - Kieler Erklärung

Am 22. Oktober 1948 legte Lord Henderson den Vorschlag auf den Tisch, der nach seiner Auffassung den Kern des Problems traf: Der Südschleswigsche Verein (SSV) sollte veranlaßt werden, daß auf seine Initiative in Verhandlungen zwischen dem SSV und der schleswig-holsteinischen Landesregierung Minderheitenschutzbestimmungen ausgearbeitet und alles festgeschrieben würde, was der Minderheit an kulturellen und politischen Einzelrechten bisher ohnehin schon zustand. Die britische Militärregierung bzw. die Control Commission wäre gehalten, bei der Ausarbeitung allen erdenklichen Beistand zu leisten.

Die dänische Delegation war überrascht; sie nahm zu dem Vorschlag nicht Stellung. Gustav Rasmussen begründete dies so: Er könne ohne Kabinettsbeschluß nicht zustimmen, wolle aber die Sache der dänischen Regierung vortragen.

Sir Brian Robertson, der Gouverneur der britischen Zone, intervenierte bei

Ministerpräsident Lüdemann und erwartete von ihm die grundsätzliche Bereitschaft der Landesregierung, mit dem Südschleswigschen Verein (SSV) zu verhandeln. Man dachte britischerseits an eine Grundsutzerklärung über die Minderheitenrechte oder an ihre Festlegung in der Landessatzung, gegebenenfalls auch — je nach der politischen Gesamtentwicklung — in einem Friedensvertrag. Anfang Dezember 1948 besuchte der Regional Commissioner für Schleswig-Holstein, William Asburn, Kopenhagen und wies die dänischen Gesprächspartner der Regierung Hedtoft auf die vorteilhaften Auswirkungen einer grundsätzlichen, den allgemeinen Menschenrechten entsprechenden Minderheitenregelung hin. Er deutete vorsichtig an, daß ein grundsätzlicher Minderheitenschutz, der in den allgemeinen Menschenrechten verankert sei, auch der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig zugutekommen müßte.

Der britische Botschafter in Kopenhagen, Randall, berichtete über seine Kopenhagener Gespräche am 22. Dezember nach London. Der Bericht enthielt die ersehnte und längst erwartete Nachricht: Die dänische Regierung hatte eine Delegation des SSV über die Londoner Verhandlungen unterrichtet und ihr klargemacht, daß wegen des Minderheitenschutzes *direkt* mit der schleswig-holsteinischen Landesregierung zu verhandeln sei. Enttäuscht hätten die südschleswigschen Delegierten eingewilligt.

Damit war der Weg frei geworden, der im September 1949 zur Kieler Erklärung und im Dezember 1949 zum Artikel 5 in der Landessatzung führen sollte. Wie im Konkreten dieser Weg zur Kieler Erklärung beschritten worden ist und welche Rolle die britische Besatzungsmacht dabei gespielt hat, das wird später zu untersuchen sein, wenn die britischen Akten des Jahres 1949 zugänglich sind. Es ist abschließend noch einmal das Thema zu bedenken: Das Werden des Landes Schleswig-Holstein und seine Bedeutung für Nordschleswig. Dann ergibt sich die wichtige Feststellung: Für die deutsche Volksgruppe ist es von unschätzbarem Wert, daß die Südschleswigfrage — auch dank kluger britischer Politik — gelöst worden ist und daß sie einen starken Rückhalt in dem ungeteilten Bundesland Schleswig-Holstein hat.

Schleswig-Holstein wird auch künftig als Grenzland in der Bundesrepublik Deutschland seine besondere Aufgabe in der Brückenfunktion zu Skandinavien sehen. Die guten Kontakte zu den nordischen Staaten sollen im Geist vertrauensvoller Partnerschaft gefestigt, die engen Beziehungen zum unmittelbaren Nachbarn Dänemark auf allen Ebenen weiter ausgebaut werden. Dazu gehört ein ständiger freier Austausch an Meinungen und Informationen über

die Grenze hinweg, wobei die beiden nationalen Minderheiten weiterhin für die Zukunft eine Mittlerrolle spielen.

Ministerpräsident Dr. Gerhard Stoltenberg
in seiner Regierungserklärung am 30. Mai 1979

Die deutsche Volksgruppe nach 1945 und das neue Selbstverständnis

Es handelt sich bei meinen Darlegungen nicht um die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen, sondern um den Bericht eines Nordschleswigers der älteren Generation, der durch mehrere Jahrzehnte an der deutschen Arbeit in Nordschleswig teilgenommen hat. In erster Linie ist es also ein Erfahrungsbericht, ergänzt durch Gedanken und Überlegungen, die mit diesen Erfahrungen verknüpft sind. (Gekürzt. Der volle Wortlaut des Vortrages ist in „Der Nordschleswiger“ veröffentlicht worden.)

Die Zeit von 1920 bis 1945

Die Geburtsstunde der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig ist der 10.2.1920, der Tag der Volksabstimmung in der 1. Zone. Diese ließ unter den Deutschen weitgehend eine Protesthaltung gegen Dänemark zurück. Der Protest richtete sich gegen Form und Zeitpunkt der Abstimmung; er trat überall in Nordschleswig hervor, besonders stark war er aber in den Gebieten, die bei der Abstimmung eine starke deutsche Mehrheit aufwiesen, wie Hoyer mit 73 % und Tondern mit 75 % der abgegebenen Stimmen für Deutschland. Dazu kam ein Gefühl des Trotzes, vor allem hervorgerufen durch die von dänischer Seite proklamierte Aufsaugungsparole. Es ist das Verdienst Pastor Schmidt-Wodders, daß er verstand, diese Gefühle der Bitterkeit, des Trotzes, der Abwehr aufzufangen und sie in eine klare politische Zielsetzung umzumünzen. Bei dem Besuch des dänischen Königs 1920 in Tondern formulierte er in prägnanter Weise: „Wir hoffen auf den Tag einer neuen Entscheidung, da wir frei vom Zwang des Friedensvertrages und frei vom Zwang der En-bloc-Abstimmung über unser staatliches Geschick entscheiden dürfen.“

Es scheint mir auch ein Verdienst Schmidt-Wodders zu sein, daß er es verstand, zusammen mit einem Kreis junger Mitarbeiter diese negative und weitgehend unfruchtbare Protesthaltung der deutschen Nordschleswiger in eine positive und fruchtbare Volkstumsarbeit umzuwandeln. Es war vor allem der Gedanke des Volkstums, des Volkes als Wert an sich, unabhängig von staatlichen Formen und staatlicher Macht, der die deutsche Aufbauarbeit der zwanziger Jahre mit Inhalt erfüllte, ihr Schwung und Begeisterung verlieh. Es war vor allem die Jugend, die von diesem Gedanken erfüllt und begeistert war; verband dieser Gedanke sich doch weitgehend mit Inhalt und Formen der deutschen Jugendbewegung. Uns erfüllte als junge Menschen das Gefühl der Freude und des Stolzes, Mitglied der großen deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft zu sein, die weit über die Reichsgrenzen hinwegreichte, und teilzuhaben an dem großen Reichtum und der Vielfalt dieser Kulturgemeinschaft. Diese Gedankengänge hatten nichts mit dem

späteren nationalsozialistischen „Großdeutschen Reich“ zu tun; man wird aber meiner Generation sicher den Vorwurf machen können, daß wir zu naiv, zu gläubig, zumindest aber zu wenig kritisch gewesen sind, daß wir damals nicht gesehen haben, wie leicht diese Gedankenwelt, in der wir lebten, von einer machtgerigen Clique umfunktioniert und für ihre Zwecke mißbraucht werden konnte, wie es ja dann auch bald geschah.

Die Lage der Volksgruppe vom Mai bis August 1945

Die Kapitulation der deutschen Streitkräfte in Dänemark am 4. Mai 1945 war gleichbedeutend mit der Zerschlagung der gesamten deutschen Arbeit in Nordschleswig. Etwa 3000 deutsche Nordschleswiger wurden von der Widerstandsbewegung verhaftet und im Fårhuslager oder im Sonderburger Schloß inhaftiert. Die deutschen Schulen wurden geschlossen. Ein Bombenterror, der sich gegen deutsche Geschäfte, Denkmäler und schließlich gegen das Gebäude der „Nordschleswischen Zeitung“ richtete, verstärkte das Unsicherheitsgefühl. Noch schlimmer aber war die Drohung der Ausweisung aus der Heimat, die in den Sommermonaten 1945 immer wieder von Seiten der dänischen Widerstandsbewegung zum Ausdruck gebracht wurde. Schon vor der Kapitulation hatte ihr „Sønderjysk råd“ ein sogenanntes „Minderheitenprogramm“ angenommen. Es hieß darin im Punkt 3:

„Wir fordern, daß alle von der deutschen Minderheit, die in der Besatzungszeit deutsche Uniformen getragen haben, Denunzianten, Marinewächter, Sabotagewächter gewesen sind oder die durch deutschen Ausweis oder auf andere Weise sich eine solche Rechtsstellung verschafft haben, daß sie sich dänischer Rechtsverfolgung haben entziehen können, ihres dänischen Staatsbürgerrechtes verlustig gehen und aus Dänemark ausgewiesen werden. Was die Kriegsverbrecher betrifft, soll die Strafe vor der Ausweisung verübt werden. Als Voraussetzung der Ausweisungsforderung verlangen wir, daß der dänische Staat bei den Friedensverhandlungen die Forderung durchzusetzen versucht, daß Deutschland sich verpflichtet, die deutschgesinnten Personen aufzunehmen, die aus Dänemark ausgewiesen werden.“

Es blieb eigentlich nur die Hoffnung, daß das Rechtsgefühl im dänischen Volk so stark war, daß es sich letzten Endes, nachdem die hochgepeitschten Haß- und Rachegefühle sich etwas gelegt hatten, doch durchsetzen würde. Diese Hoffnung täuschte nicht. Schon am 16. Mai 1945 veröffentlichte der sozialdemokratische sønderjyske Verein der Arbeiterbewegung eine Entschließung, die folgenden Passus enthielt:

„Wir können die kollektive Strafmaßnahme, die eine erzwungene Volksumsiedlung wäre, nicht akzeptieren. Jeder Fall muß für sich behandelt werden, und im übrigen wird die Ausweisung der Unerwünschten davon abhängig sein, ob durch eine

Höchstgerichtsentscheidung für eine solche Maßnahme die Grundlage geschaffen würde.“

Im Sommer 1945 war aber noch nicht zu übersehen, welche Richtung sich auf dänischer Seite durchsetzen würde. Das war die Situation, als schon sehr früh die deutsche Arbeit wieder einsetzte.

Der „Hadersiebener Kreis“

In Hadersleben hatten sich schon in der letzten Phase des Krieges Persönlichkeiten der deutschen Minderheit zusammengefunden, die dem Nationalsozialismus fernstanden und die sich jetzt schon Gedanken über die Zukunft der deutschen Volksgruppe nach einem verlorenen Krieg machten. In einer Zusammenkunft, die am 11. November 1943 im Hause von Matthias Hansen in Hadersleben stattfand, wurden Richtlinien für die zukünftige Politik der deutschen Volksgruppe aufgestellt. Leider ist eine von Pastor Prahl verfaßte Niederschrift über diese Besprechung verlorengegangen.

Dieser Kreis trat nach der Kapitulation mit einer Erklärung an die Öffentlichkeit, die eine sehr widersprüchliche Aufnahme in der Volksgruppe fand, wobei man einschränkend bemerken muß: bei dem Teil der Volksgruppe, der überhaupt die Möglichkeit hatte, Stellung zu nehmen. Die ca. 3000 Internierten waren ja von einer solchen Stellungnahme völlig ausgeschlossen.

Von Pastor Schmidt-Wodder erschien ein anderer Richtlinienvorschlag für die neu zu bildende deutsche Vereinigung. Dieser Vorschlag baute zwar auf den Richtlinien des Hadersiebener Kreises auf, setzte aber andere Akzente. Während der Hadersiebener Kreis angesichts der tödlichen Ausweisungsfahr für die deutsche Volksgruppe die unbedingte Loyalitätserklärung in den Vordergrund stellte, gewissermaßen als eine Art Schutzschirm, hinter dem sich dann die deutsche Wiederaufbauarbeit vollziehen sollte, kam bei Schmidt-Wodder die Loyalitätserklärung — übrigens ohne Erwähnung der Grenze — erst an dritter Stelle.

Ein weiterer Vermittlungsvorschlag wurde noch von Ernst Siegfried Hansen eingereicht. Neu an diesem Vorschlag war, daß hier die Brückenfunktion der Volksgruppe zwischen deutsch und dänisch als Grundlage der zukünftigen Arbeit herausgestellt wurde.

Das war die Situation, als am 22. November 1945 in Apenrade die Gründungsversammlung des Bundes deutscher Nordschleswiger stattfand. Dreißig Vertreter aus allen Gegenden Nordschleswigs waren dazu erschienen. Es wurde eine schwierige Versammlung, in der die Gegensätze hart aufeinanderprallten. Nach langen Verhandlungen und nachdem zehn Vertreter die Versammlung verlassen hatten, einigten sich die restlichen zwanzig auf eine Fassung der Gründungserklärung des Bundes deutscher Nordschleswiger, deren

erste drei Punkte folgende Fassung erhielten:

1. Als deutsche Nordschleswiger bekennen wir uns zu unbedingter Loyalität dem dänischen König, dem dänischen Staat und der jetzigen Grenze gegenüber und erstreben einen ehrlichen Frieden in unserer Heimat.
2. Wir wollen uns auf den Boden demokratischer Staatsauffassung stellen und in unserem politischen Leben die Grundsätze der Demokratie betätigen. Daher verwerfen wir alle Politik, soweit sie nicht zu vereinbaren ist mit den Grundsätzen des Rechts, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit.
3. Wir halten fest an der sittlichen Hoheit und Kraft der auf dem Boden des Christentums gewachsenen deutschen Kultur.

Die Situation im Fårhuslager

Bei der Betrachtung der Situation im Fårhuslager kann ich mich im wesentlichen auf eigene Erlebnisse und Erfahrungen stützen. Die später entstandene scherzhafte Bezeichnung des Fårhuslagers als „Grenzvolkshochschule“ ist nicht ohne tiefere Wahrheit, denn wohl nie ist unter deutschen Nordschleswigern so intensiv und so andauernd über Fragen der deutschen Volksgruppe diskutiert worden wie gerade hier im Gefangenenlager. Zudem führte der Zwang der äußeren Verhältnisse zu einer starken Gemeinschaft, deren Auswirkungen noch heute in der Volksgruppe spürbar sind. Diese Fårhusgemeinschaft umfaßte Nordschleswiger aller Berufsgruppen: Bauern, Geschäftsleute, Arbeiter und Angestellte, Pastoren, Lehrer und Ärzte, Schüler und Studenten; sie stellte somit einen Querschnitt der deutschen Volksgruppe dar. Auf diese Menschen wirkte es natürlich wie ein Schock, als im Juni 1945 die Nachricht ins Lager drang, daß das Folketing ein Strafgesetz mit rückwirkender Kraft angenommen hatte, das die Freiwilligenmeldung zu einer kriminellen Tat machte. Daß in diesem Gesetz die Mindeststrafe zunächst auf vier Jahre Gefängnis festgesetzt wurde, erhöhte noch ihre schwere Schockwirkung.

In den langen und heftigen Diskussionen unter den Internierten über das rückwirkende Strafgesetz schälten sich bald verschiedene Gruppen heraus:

Da war zunächst die harte Protestgruppe, die in ihrer klaren, konsequenten Protesthaltung nicht ohne Anziehungskraft auf viele Internierte war. Ihr geistiger Führer war der dänische Redakteur A. Olesen, dem es in den Diskussionen immer wieder gelang, durch Witz und Schlagfertigkeit die Zuhörer auf seine Seite zu ziehen. Zu der Protestgruppe im Fårhuslager gehörte wohl auch der Kern der Leute, die nach ihrer Entlassung den „Fårhusverein“ gründeten, der Deutsche und Dänen umfaßte und sich zum Ziele gesetzt hatte, die im Lager entstandene Kameradschaft mit ihrer besonderen Mentalität zu erhalten und zu pflegen. Er ist aber in den folgenden Jahren langsam eingeschlafen.

Eine weitere Gruppe im Fårhuslager könnte man die Gruppe der Gemäßigten

nennen; sie war zahlenmäßig nicht die stärkste, auch nicht die lauteste, aber es war diejenige Gruppe, die sich wohl am eingehendsten mit der eigenen Situation als Internierte und der Situation der Volksgruppe beschäftigte. Sie blieb dabei nicht in einer engen Protesthaltung stecken, sondern versuchte die schwierige Frage von schuldig und nichtschuldig zu klären, die aus der fast unlöslichen Konfliktsituation entsprang, in der sich der deutsche Nordschleswiger in seiner Verbundenheit mit dem deutschen Volk und seiner Verpflichtung dem dänischen Staat gegenüber befand.

Eine dritte Gruppe, zahlenmäßig recht groß, war die der Enttäuschten und Verbitterten. Bei dieser Gruppe war die Enttäuschung so stark, daß sie, wie sie es ausdrückten, mit Politik nichts mehr zu tun haben wollten. Damit meinten sie wohl in den meisten Fällen auch jegliche deutsche Volkstumsarbeit. Sie hatten nur den Wunsch, möglichst schnell nach Hause zu kommen und nur für ihre Familie zu leben. Gerade diesen Menschen gegenüber hätte das Dänentum eine Chance gehabt, wie sie sich in der Geschichte des Grenzlandes nur selten bietet. „Diese Situation gab dem Dänentum in Nordschleswig die größte Chance in die Hand, die seit 1920 je vorhanden gewesen war. Es dürfte nämlich kaum einem Zweifel unterliegen können, daß die Beschränkung der Kriminalisierung auf eine begrenzte Zahl deutscher Nordschleswiger zu diesem Zeitpunkt zu einer Lähmung der deutschen Minderheit auf lange Zeit, vielleicht für immer geführt hätte“ (so Ernst Siegfried Hansen in seinem Buche „Disteln am Wege“).

Der Neubeginn der deutschen Arbeit 1945

In dem Buch „Disteln am Wege“ ist ein Terminkalender für die deutsche Wiederaufbauarbeit:

1945	1. August	Neugründung des Deutschen Schulvereins für Nordschleswig
1945	22. November	Gründung des Bundes deutscher Nordschleswiger
1946	2. Februar	„Der Nordschleswiger“ erscheint als Wochenzeitung
1946	9. Februar	Gründung des „Sozialen Frauendienstes für Nordschleswig“
1947	16. Februar	Gründung des Deutschen Jugendausschusses
1947	22. Juni	Der Deutsche Lehrerverein für Nordschleswig arbeitet wieder
1947	29. Juni	Das erste Knivsbergfest nach dem Kriege
1948	8. Februar	Gründung des Deutschen Jugendverbandes für Nordschleswig
1948	21. Februar	Gründung des Deutschen Pressevereins

Es gibt verschiedene Gründe für diesen schnellen Wiederaufbau der deutschen Arbeit. Es ist vor allem ein Verdienst der „Männer der ersten Stunde“. Blättert man in den alten Protokollen des Deutschen Schul- und Sprachvereins, so stellt man fest, daß es sich bei diesen Männern fast ausschließlich um die Generation handelt, die, am Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, als Soldaten schon am Ersten Weltkrieg teilgenommen und 1945 sich den Sechzigern näherten oder sie schon überschritten hatte.

Es war ein Glück, daß die Hauptorganisationen standen und arbeiteten und feste Gemeinschaften vorhanden waren, als das Gros der Internierten nach Hause kam. Die Gefahr der Spaltung der Volksgruppe wurde dadurch stark herabgemindert, Anläufe zu einer solchen Spaltung, wie sie vielleicht im schon erwähnten Fårhusverein vorhanden sein konnten, verliefen sich. Eine Protesthaltung gegenüber Dänemark hat hier und da noch lange nachgewirkt.

Die Grundlagen der deutschen Arbeit heute

Versuchen wir, eine Bilanz zu ziehen über die Situation der deutschen Volksgruppe heute, dann können wir zunächst zwei Tatsachen feststellen:

Erstens ist seit 1945 in unserem Grenzland eine starke Entspannung eingetreten. Das gilt vor allem auch für das Verhältnis der beiden Bevölkerungsgruppen zueinander. Die deutsche Volksgruppe ist heute aus ihrer isolierten Stellung herausgetreten, in der sie sich vor und nach 1945 befand. Es hat sich gezeigt, daß auf der Grundlage der gegenseitigen Anerkennung der nationalen Gesinnung ein gutes Verhältnis und eine gute Zusammenarbeit auf fast allen Gebieten des täglichen Lebens möglich ist.

Auch im Verhältnis Volksgruppe und dänischer Staat ist eine wesentliche Entspannung eingetreten, die mit der Loyalitätserklärung des Bundes deutscher Nordschleswiger ihren Anfang nahm. Seit 1945 hat sich die deutsche Volksgruppe in redlicher und auch erfolgreicher Weise bemüht, ohne Aufgabe ihrer deutschen Volkszugehörigkeit den dänischen Staat als den ihren anzuerkennen und in ihm mitzuarbeiten.

Zum andern besitzt die deutsche Volksgruppe heute ein weitverzweigtes Organisationsnetz, das fast alle Bereiche des Lebens umfaßt und betreut. Das gilt für die Politik, die Schul- und Erziehungsarbeit, die Jugendarbeit, die kulturelle Arbeit einschließlich des Büchereiwesens, die soziale und die kirchliche Arbeit. Auf allen Gebieten wird gut gearbeitet, so daß man wohl ohne Übertreibung sagen kann: Die Volksgruppe funktioniert!

Aber ist ein gutes Funktionieren genug? Steht hinter dieser Arbeit eine tragende Kraft, die auch für die Jugend attraktiv ist und damit diese Arbeit auch für die Zukunft sichert?

Den schweren Anfang der deutschen Arbeit nach 1945 bewältigten die Männer

der ersten Stunde. Nachdem diese aus Altersgründen ausgeschieden waren, war es vor allem die Generation, die von der Jugend- und Volkstumsarbeit der zwanziger Jahre geprägt worden war und für die die Ideale ihrer Jugend — Begriffe wie Volk und Volkstum — trotz aller Enttäuschungen und trotz allen Mißbrauchs noch ihre tragende Kraft behalten hatten. Es war die Generation, die nun die Arbeit aufnahm und auf allen Gebieten weiterführte.

Es ist sicher kein Zufall, daß die Diskussion über Integration und Identität oder, anders ausgedrückt, über das Selbstverständnis des deutschen Nordschleswigers eigentlich erst in den letzten Jahren entbrannt ist, nämlich zu dem Zeitpunkt, als auch die Vertreter dieser Generation der zwanziger Jahre aus der aktiven Arbeit ausschieden. Daß diese Diskussion aber stattfindet und einen recht großen Kreis — vor allem unter der jungen Generation — erfaßt, scheint mir ein gesundes Zeichen für die Lebendigkeit der Volksgruppe und vor allem auch ein gutes Zeichen für die künftige Entwicklung zu sein.

Es hat natürlich immer deutsche Nordschleswiger gegeben, die sich Gedanken über die tragenden Grundlagen der deutschen Arbeit in Nordschleswig gemacht haben. Zu diesen gehört der heute neunzigjährige Hans Schmidt-Gorsblock, der besonders in der schweren Zeit nach 1945 zu grundsätzlichen Fragen der Volksgruppe Stellung genommen hat, z. B. 1952 in einem Vortrag:

„Heimat ist nicht nur eine Aneinanderreihung verschiedener Landschaften oder Schauplatz des Ablaufs verschiedener Geschehnisse, sondern ist eine höhere Lebensgemeinschaft, eine tiefinnere Verbindung zwischen Mensch und Umgebung ... Dienst an der Heimat ist Dienst an uns selbst. Nordschleswig ist nicht Jütland, nicht Holstein oder Hannover, und möge es bleiben, was es ist, ein schlichtes Land mit schlichten Menschen, doch zur Eigenart geprägt und geformt durch eine wechselvolle, oft dramatische Geschichte, die vor allem im letzten Jahrhundert zu schicksalschweren Entscheidungen aufrief. Kampfgebiet war es und ist es heute noch, und deutsche Menschen haben es stark beeinflußt, und den deutschen Zug im Charakter der Heimat zu erhalten, ist unser Bestreben. Unser Deutschsein ist Heimatdienst.“

Der zuletzt zitierte Satz „Unser Deutschsein ist Heimatdienst“ klingt wie eine Fanfare und könnte eine Parole sein für unsere zukünftige Arbeit. Das wäre noch dazu eine moderne Parole, denn der Begriff Heimat ist wieder modern, nachdem er jahrzehntelang verpönt war. Der Mensch braucht in seinem Leben eine Bindung, die über das rein Materielle und Vernunftmäßige hinausreicht. Begriffe wie Volk — Vaterland — Nation waren nicht mehr akzeptabel, so ging man noch weiter zurück auf den Begriff der Heimat.

Die aufgezeigte Erscheinung, Heimat als Rückzugsgebiet, ist in unserem schleswischen Grenzland ja nicht neu. Es hat bei uns immer wieder Menschen gegeben, die sich vor allem in Zeiten starker nationaler Spannungen oder gar

Katastrophen auf ihr heimatgebundenes Schleswigertum zurückgezogen haben. In diesem Zusammenhang sind Befragungen interessant, die in den letzten Jahren unter jungen deutschen Nordschleswigern vorgenommen und unter dem Titel „Beiträge zur Frage der ethnischen Identifikation des Bundes deutscher Nordschleswiger“ von Prof. Sievers, Kiel, veröffentlicht wurden. Zu der Frage, wie man sich selbst bei der Nationalitätenentscheidung einordnen würde, antworteten aus der Gruppe der Jugendlichen (20 bis 32 Jahre) 51 % „deutscher Nordschleswiger“ und 23 % nur „Nordschleswiger“. In meiner Jugend hätten wir sicher auf eine solche Frage geantwortet „Deutscher“ — und zwar ohne jede Einschränkung.

Ich bin heute der Auffassung, daß die aufgezeigte Entwicklung von dem Bekenntnis „Ich bin ein Deutscher“ bis zur Aussage „Ich bin ein deutscher Nordschleswiger“ nicht so sehr ein Zurückstecken ist, sondern vielmehr eine Besinnung auf die Grundlagen unseres Lebens. In dem Satz „Ich bin ein deutscher Nordschleswiger“ liegt sowohl das Bekenntnis zur Heimat als auch das zum deutschen Volk. Hierauf, meine ich, gründet sich heute das Selbstverständnis des deutschen Nordschleswigers. Es ist Grundlage und Aufgabe zugleich. Professor Scheel hat den deutschen Nordschleswiger einmal so gekennzeichnet: „Der deutsche Nordschleswiger ist ein Mensch, dessen Grundmelodie die deutsche ist, der aber von den seelischen Kräften einer anderen Nation von Kindheit an angesprochen wird.“ Es wird auch weiterhin unsere wichtigste Aufgabe sein, dafür Sorge zu tragen, daß diese deutsche Grundmelodie erhalten bleibt. Diese Aufgabe heißt vor allem auch Erhaltung der deutschen Sprache!

In der jahrhundertealten Tradition des Heimdeutschums hat die deutsche Sprache immer eine wichtige Rolle gespielt. Sie war die wahre Hochsprache des deutschen Nordschleswigers, durch die er geistig geprägt wurde.

Sicher muß die traditionelle Volkstumsarbeit überprüft und durch neue Formen bereichert werden, die unserer Jugend die Möglichkeit geben, sich als deutsche Nordschleswiger selbst zu verwirklichen, und zwar in dem Sinne, daß sie diese Entscheidung als eine Bereicherung ihres Lebens ansehen.

Dabei kommt uns ein anderer Trend unserer Zeit entgegen. Wir sind eine kleine Gruppe, und klein ist wieder „in“, wie es wohl modern ausgedrückt heißt. Nachdem man jahrzehntelang auf allen Gebieten zentralisiert hat, schlägt das Pendel nun wieder zurück. Hier, glaube ich, hat unsere Volksgruppe mit ihren vielen Möglichkeiten der persönlichen Kontaktaufnahme wirklich eine gute Chance.

Zukünftige Aufgaben der Volksgruppe

Der Heimatgedanke als die tragende Grundlage unserer Arbeit und als Aufgabe im Sinne von Hans-Schmidt-Gorsblock „Unser Deutschsein ist Heimatdienst“, wird sicher von vielen akzeptiert werden können. Manche werden aber auch fragen:

Genügt das wirklich? Führt diese Einstellung nicht zu einer geistigen Verengung, zu einer Isolierung und damit zu einer Sonderentwicklung, deren Endergebnis eine kleine „komische“ Gruppe am Rande des Weltgeschehens sein wird? Diese Fragen sind berechtigt.

Die deutsche Volksgruppe ist sich nie selbst genug gewesen, sie hat sich immer wieder Aufgaben gestellt, die über ihren eigenen Rahmen hinausgingen und die doch wieder befruchtend auf ihre eigene Arbeit zurückwirkten. Zu diesen Aufgaben gehörte es vor allem, Kontakte nach dem Süden zu schaffen und auszubauen. Diese Arbeit hatte eine jahrzehntelange Tradition.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß die Renaissance des Heimatgedankens sich nicht nur auf unser Gebiet oder auf die Bundesrepublik beschränkt, sondern eine viel größere Ausdehnung hat. Das zeigt sich vor allem in den Autonomiebestrebungen vieler regionaler Gruppen, die das Recht für sich beanspruchen, ihre heimatliche Sprache und Kultur zu pflegen.

Setzt man diese Gedankengänge, die ja heute aktueller denn je sind, in Relation zu dem diesjährigen Kongreß der „Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen“ in Apenrade mit seiner Forderung, in irgendeiner Form bei den europäischen Gremien vertreten zu sein, dann drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Sind nicht gerade die Volksgruppen Europas, die ja schon durch ihre bloße Existenz eine Überwindung der nationalstaatlichen Idee darstellen, besonders dazu aufgerufen, an dem neuen Europa mitzubauen, und zwar in dem Sinne, daß dieses Europa nicht nur ein Zusammenschluß von Nationalstaaten wird, sondern ein Europa der Völker und Volksgruppen.

Hier, meine ich, liegt auch für unsere Volksgruppe eine Aufgabe, die zukunftsweisend ist und aus einer regionalen Enge herausführen kann. Voraussetzung aber, daß wir solche Aufgaben übernehmen und mit Nachdruck verfolgen können, wird es immer sein, daß wir ein natürliches, gesundes, selbstbewußtes Selbstverständnis gefunden haben, das einerseits in unserer nordschleswigschen Heimat und andererseits in der Verbundenheit mit unserem Volk wurzelt. Daß dieses Selbstverständnis wachsen und stärker werden möge, wünsche ich unserer Volksgruppe.

Ein Wort in eigener Sache

Um die ganze Spannweite des Problems „Geschichte und Identität“ sichtbar zu machen, bringen wir in Ergänzung der Berichte über die Sankelmark-Tagung nachstehend aus dem Jahrbuch „Nordschleswig '79“ die Erklärung Uwe Möllers über die Haltung seines Vaters, Jens Möller, des „Volkgruppenführers“ in der Zeit des Nationalsozialismus.

Mit einer Würdigung der „Haderslebener Erklärung“ aus dem Jahre 1943 hat der Hochschulverein für Nordschleswig anlässlich des Deutschen Tages 1978 zeigen wollen, daß es in der Zeit von 1933 bis 1945 außer dem nationalsozialistischen auch ein „anderes Deutschland“ gegeben hat. Heute dürfen wir sagen: das war gut so und verdient, in die Erinnerung gerufen zu werden. Dem kann ich mich nur anschließen.

Die „Haderslebener Erklärung“, die Prinzipien, die in ihr formuliert wurden, bildeten nach dem Kriege die geistige Grundlage für die Satzungen des „Bundes deutscher Nordschleswiger“, und es ist sein historisches Verdienst, daß es gelungen ist, die deutsche Volksgruppe auf der Grundlage dieser Erklärung zu vereinigen mit den Hauptpunkten: Anerkennung der Staatsgrenze und integrierte Staatsbürger dieses Landesteiles — mit allen Pflichten und Rechten.

Jeder deutsche Nordschleswiger weiß, daß ich ein Sohn von Jens Möller bin, des Vorsitzenden der NSDAP-N von 1935 bis 1945. Damals hieß es Volkgruppenführer, und an dieser Stelle möchte ich behaupten, daß die Partei mit ihren Gliederungen neunzig Prozent der Volksgruppe hinter sich hatte, als im Jahre 1943 der Haderslebener Kreis zusammentrat.

Ich muß hier freilich einfügen, daß ich im Oktober 1943 sechszehn Jahre alt war und im Mai 1945 nur knapp achtzehn Jahre. Aber die Zeit ist mir noch deutlich in Erinnerung.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß ich große Zurückhaltung üben sollte, denn — und hier zitiere ich Ernst Siegfried Hansen: „Es gibt Dinge, die man tun kann, und es gibt Dinge, die man lassen sollte. Die Grenze zwischen beiden zu finden, ist nicht zuerst eine Frage des Verstandes, sondern des Charakters und des Gefühls.“

Es besteht kein Zweifel, daß mein Vater Nationalsozialist war — oder wie Sebastian Haffner es in seinem letzten Buch bezeichnet: Hitleranhänger. Es ist sicherlich auch richtig, daß mein Vater in seiner Zeit kein Anhänger der demokratisch-parlamentarischen Regierungsform war — wenn er auch immer mit großem Respekt und mit großer Hochachtung vom dänischen Folketing gesprochen hat. Er hat vielleicht auch nicht die letzten Feinheiten dänischer Mentalität gekannt, und gewiß war er kein Diplomat: Mit seinem Temperament

mag er bei dieser oder jener Gelegenheit Dänen gekränkt haben.

Es ist aber genauso sicher, daß wir in unserem Hause niemals mit einem Haß gegen Dänemark erzogen worden sind. Es war immer eine ausgemachte Sache, daß wir unsere Ausbildung in Dänemark durchführen sollten, um später hier im Grenzland, in unserer Heimat, unsere Tätigkeit zu finden — und so haben wir es auch gehalten.

Mein Vater hat von den Verbrechen des Hitler-Regimes nichts gewußt, und wo sein Rechtsbewußtsein von dem damaligen Regime verletzt wurde, ist er dagegen angegangen. Von 1943 bis 1945 bestand seine politische Arbeit zu sechzig Prozent in der Abwehr von deutschen Übergriffen, sowohl gegenüber Heimdeutschen als auch gegenüber Dänen. Wir haben belegbare Beispiele genug dafür aus der damaligen Zeit. Es ist ständig sein Bemühen gewesen, die Volksgruppe über die Kriegszeit hinwegzuretten, wohl wissend, daß wir auch nach dem Kriege mit unseren dänischen Nachbarn weiter Zusammenleben sollten. Im März 1945 ist mein Vater mit Dr. Best nach Berlin gefahren und hat bei den Verhandlungen erreicht, daß die dänischen Grenzgendarmen entlassen wurden. Und es gibt genug andere Beispiele von Interventionen seitens meines Vaters. In dem Prozeß nach dem Kriege gegen ihn, ist er mehrere Male der Angeberei angeklagt worden. Er wurde in allen Punkten freigesprochen — und damals mußte man den *Gegenbeweis* antreten! Man kann überhaupt ganz allgemein sagen, daß der Heimdeutsche seinen dänischen Nachbarn nicht angezeigt hat, aber in vielen Fällen ist er für ihn eingetreten.

Noch wichtiger und für jeden Historiker zu wissen scheint mir die Tatsache zu sein, daß mein Vater im Punkte des Hochverrats, das beinhaltet den Versuch der Verschiebung der Grenze mit Macht, freigesprochen wurde, und zwar sowohl beim Stadtgericht als auch beim Landgericht. Wohlgedenkt, nachdem die Anklagebehörde vier Jahre Gelegenheit gehabt hatte, in allen Archiven nachzuforschen. Ich möchte damit darauf aufmerksam machen, daß auch die verantwortlichen Politiker der nationalsozialistischen Seite innerhalb der deutschen Volksgruppe den Sinn für Realitäten und für Realpolitik nicht verloren hatten und daß sie sich bemüht haben, die Volksgruppe vor Schlimmerem zu bewahren. Die deutsche Volksgruppe in Nordschleswig ist jetzt mehr als fünfzig Jahre alt. Sie hat schon ihre eigene Geschichte. Diese ist ein Teil der deutschen Geschichte, und sie ist ein Teil der schleswig-holsteinischen Geschichte. Das gilt sowohl für die Zeit von 1920 bis 1930, das gilt für die Zeit von 1933 bis 1945 und das gilt für die Zeit von 1945 bis 1955.

Meinem Vater war es nicht vergönnt, „normale“ Zeiten zu erleben. Abitur 1914; Erster Weltkrieg 1914—18; Studium bis 1923; Landwirtschaftskrise bis 1932; Hitlerzeit; Gefangenschaft bis 1951; Tod durch Verkehrsunfall nach einer durcharbeiteten Nacht. — Eine Zeit der Muße, eine Zeit der Besinnung, eine Zeit

des Friedens und der Toleranz, wie wir sie heute erleben, war ihm nicht beschieden, genauso wenig wie das Altern, das bei einigen zu größerer Weisheit führt, und schon gar nicht hat mein Vater eine Zeit der Anerkennung erlebt.

Jugend und Nationalität in Nordschleswig

Gösta Toft und ich (Nis-Edwin List Petersen) sind gebeten worden, zum Thema „Jugend und Nationalität in Nordschleswig“ einige Ausführungen zu machen. Zurückzuführen ist diese Anfrage auf einen Beitrag zur Identitätsfrage im Jahrbuch Nordschleswig '79. Die hier zusammengefaßten Beiträge waren der Versuch, die Trage der Identität deutscher Nordschleswiger etwas intensiver in die Diskussion zu bringen. Wir haben uns nun so geeinigt, daß ich zunächst einige grundsätzliche Ausführungen zum Thema machen werde und Gösta Toft dann seine eigenen Erfahrungen und Perspektiven einbringen wird.*

Was ist ein deutscher Nordschleswiger?

Man nehme ein wenig Dänisches und ein wenig Deutsches, schüttele kräftig; und der Cocktail, der herauskommt, ist ein Nordschleswiger — dieses Rezept funktioniert mit Sicherheit nicht. Ebenso irrig sind die Kategorien, die man uns aus Bonn anlässlich der Januartagung des BdN angeboten hat, indem von deutschen Dänen oder dänischen Deutschen gesprochen wurde. — Die Realität ist doch wohl etwas komplizierter.

Mit der Abtretung Nordschleswigs an Dänemark im Jahre 1920 begann in diesem Landesteil der Prozeß einer eigenständigen Entwicklung: Zunächst wurde dieses vielleicht nicht besonders wahrgenommen, weil die nationale Auseinandersetzung fort dauerte und die Politik der deutschen Volksgruppe auf eine Revision der Grenzziehung abzielte. Dies führte bis 1945 zu einer selbstgewählten und bewußt gewollten Isolierung, wobei schon hier die dänische Verfassung, dänische Gesetze und dänische Organisationsformen akzeptiert werden mußten. Die 1945 abgegebene Loyalitätserklärung und die später folgenden Bonn-Kopenhagener Erklärungen veränderten die Situation grundlegend. Zunächst sorgte die Rechtsabrechnung und die Internierung großer Teile der deutschen Volksgruppe dafür, daß die Fronten starr blieben. In der Folge gab es für die, die Krieg und Nachkriegszeit erhebt haben, im eigentlichen Sinne keine Identitätsfrage. Man war deutsch geboren, hatte eine deutsche Erziehung genossen und blieb insbesondere durch den nach dem Krieg einsetzenden Außendruck deutsch, nach dem Motto: Nun erst recht! Das Erlebnis einer als kollektiv empfundenen Bestrafung und das damit verbundene Zusammenhalten hat diese Generation wesentlich geprägt.

Ähnliches gilt für die Nachkriegsgeneration nicht. Die Angehörigen dieser Altersgruppe kennen die nationale Auseinandersetzung zwar aus eigener

Erfahrung, insbesondere aus ihrer Kinderzeit. Hier war es durchaus üblich, daß deutsch- und dänischgesinnte Kinder und Jugendliche sich verprügeln oder man als Angehöriger der Minderheit Beschimpfungen ausgesetzt war und wieder austeilte. Gleichzeitig hat diese Generation jedoch die zunehmende Entspannung der Verhältnisse im deutsch-dänischen Grenzland erlebt und den damit einhergehenden Integrationsprozeß in die dänische Gesellschaft. Beschleunigt wurde dieser Prozeß dadurch, daß die soziale Versorgung in Dänemark fast ausschließlich Angelegenheit des Staates ist. So blieb im wesentlichen nur der kulturelle Bereich als Möglichkeit eigenständiger Entwicklung, und hier liegen auch die wichtigsten Voraussetzungen für die Identitätsfindung der heute Heranwachsenden.

Während, wie bereits erwähnt, die ältere Generation ihr Deutschsein als selbstverständlich und gegeben hinnahm, ist dieses bei der jüngeren Generation nicht mehr der Fall. Für die Zugehörigkeit sind hier folgende Faktoren wichtig:

- Geburt und Aufwachsen in einem deutschen Elternhaus (bei deutsch-dänischen Mischehen ist die Chance einer späteren Volksgruppenzugehörigkeit erheblich vermindert);
- Besuch des deutschen Kindergartens und der deutschen Schule;
- Zugehörigkeit zu deutschen Vereinen und Teilnahme am deutschen kulturellen Leben;
- das Gefühl der Geborgenheit in der kleinen Gruppe (det nære samfund);
- die Möglichkeit, sowohl in der dänischen als auch in der deutschen Kultur zu Hause zu sein.

Der Entscheidung, zur Volksgruppe zu gehören, liegen neben herkunftsmäßigen sehr pragmatische Überlegungen zugrunde. Der Jugendliche von heute fragt nach den Vor- und Nachteilen, die ihm die Zugehörigkeit zur Volksgruppe bringt. Während Elternhaus und Schulbesuch in der Regel Voraussetzung für die Zugehörigkeit sind, spielen die drei zuletzt genannten Faktoren im Hinblick auf die Identitätsfindung und damit auch für die Zukunft der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig eine wesentliche Rolle.

Die Möglichkeit, in beiden Kulturen zu Hause zu sein, wird wesentlich durch die deutschen Schulen gefördert und entwickelt. Dies gilt insbesondere für den Bereich der deutschen Kultur. Allerdings entsteht gleichzeitig ein Problem, welches für die Identitätsfindung Jugendlicher nicht ohne Auswirkung bleibt. Was ihnen an deutscher Kultur und deutschem Geistesleben vermittelt wird in Verbindung mit dem Aufwachsen in einer durch dänische Normen geprägte Gesellschaft, ist nicht identisch mit dem, was sich ihnen jenseits der deutschdänischen Grenze als deutsch präsentiert. Vieles davon wird als fremd empfunden, und das Gefühl eines „Zuhause-seins“ will nicht aufkommen. Oft resultieren solche Empfindungen darin, daß deutsche Nordschleswiger in der

Bundesrepublik plötzlich anfangen, plattdänisch zu reden. Als besonders fremd empfunden werden unter anderem: ein gewisser Hang zum Perfektionismus, die Polarisierung in allen gesellschaftlichen Bezügen, die große Distanz in den zwischenmenschlichen Beziehungen.

Das Zuhause sein in der kleinen Gruppe erlebt der Jugendliche in Nordschleswig von klein auf und erfährt ein Stück Geborgenheit. Andererseits erlebt er hier auch eine oft als schmerzlich empfundene Einengung. Dennoch überwiegt die positive Beurteilung der kleinen Gruppe, in der jeder jeden kennt und auch um die Fehler und Fähigkeiten des anderen weiß. Ein besonderes Phänomen ist in diesem Zusammenhang die von vielen generell gebrauchte Anrede mit dem „Du“. In diesem Zusammenhang wäre es sicherlich einmal sinnvoll, zu hinterfragen, warum an den Schulen das Sie-Du-Verhältnis beibehalten wird, zumal es an dänischen Schulen nicht üblich ist und von den Erwachsenen untereinander auch bei deutschem Sprachgebrauch kaum benutzt wird. Es wird, von den Bewohnern einiger Landstriche abgesehen, von den Jugendlichen eher als bundesdeutscher Import empfunden.

Bezüglich der Zugehörigkeit zu deutschen Vereinen und der Teilnahme am deutschen kulturellen Leben sehe ich die größten Entwicklungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten. Abgesehen von der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als einige Jugendpfleger bündische Jugendarbeit leisteten, ist auf diesem Sektor vorzugsweise der Sport entwickelt worden. Wesentlicher Grund hierfür war die große Anzahl von Lehrern, von denen neben der Schularbeit noch eine ehrenamtliche Tätigkeit zum Wohle der Volksgruppe erwartet wurde und wird. Da bot sich der Sport förmlich an: zum einen ist die Gefahr politischer Verwicklungen relativ gering und zum anderen sind die fachlichen Voraussetzungen vieler Lehrer für dieses Gebiet besonders gut.

Leider hat sich die musisch-kulturelle Arbeit nicht im gleichen Maße entwickelt, ja man kann sogar von einem Rückgang sprechen. Dies hat nun zur Folge, daß alle, die nicht sportlich interessiert oder engagiert sind, lange Zeit in der Volksgruppe keine ihrem Alter gemäße Freizeitgestaltungsmöglichkeit gefunden haben. Die Jugendlichen werden nach Abschluß ihrer Schulausbildung in aller Regel aus der Volksgruppe „herauskonfirmiert“, sofern sie kein spezielles sportliches Interesse haben und deshalb in den Erwachsenenparten der Vereine weiter aktiv sind.

Die Frage der Zukunft der deutschen Volksgruppe wird wesentlich abhängen von ihrer Fähigkeit, den Jugendlichen im nachschulischen Alter Identifikationsmöglichkeiten zu bieten. Möglich ist dieses nur, wenn außer im sportlichen auch im musisch-kulturellen Bereich und dem Gebiet der historisch-politischen Bildung erhebliche Anstrengungen unternommen werden.

Zusammenfassend ist festzuhalten:

- Die deutsche Volksgruppe hat eine eigenständige, weder mit der in der Bundesrepublik noch der der dänischen Bevölkerungsmehrheit vergleichbare Entwicklung durchgemacht;
- die junge Generation in Nordschleswig ist wesentlich von dieser Entwicklung geprägt und läßt sich bezüglich ihres Verhältnisses zur Nationalität nicht in deutsche oder dänische Denkschemata einordnen;
- die Vermittlung deutscher Kultur und Sprache durch die Schulen als eine der Voraussetzungen für die Identifikationsfindung scheint befriedigend gelöst zu sein;
- die Arbeit im nachschulischen Bereich muß intensiviert werden und auf die spezifischen Bedürfnisse und Voraussetzungen der deutschen Minderheit in Nordschleswig und ihrer Angehörigen ausgerichtet sein.

Orientierung der Jugend an der Gegenwart

Nachdem mein Vorredner versucht hat, allgemeingültige Aussagen über die Identität der Jugendlichen in Nordschleswig zu machen, will ich im Folgenden meine persönliche Einstellung skizzieren, wohl wissend, daß „meine Auffassung“ nicht repräsentativ für den typischen jungen Nordschleswiger ist (wenn es einen gibt), andererseits mir in den Grundzügen nicht atypisch erscheint.

Bevor ich zu Einzelthemen komme, ist ein grundsätzliches Problem zu klären. Behandelt wird im Folgenden nicht die Frage, was mir die deutsche Minderheit als Gruppe bedeutet bzw. welche materiellen persönlichen Vorteile sich aus der Zugehörigkeit zur Volksgruppe ergeben. Interessanter erscheint mir die Frage der Identitätsfindung (die Frage nach ethischen Werten ist im Verlauf der Tagung mehrere Male angeklungen). In diesem Sinne werde ich mich darauf konzentrieren, Ziele aufzuzeigen, an denen ich mich als Angehöriger der Minderheit orientiere. Voraussetzung der folgenden Überlegungen ist dabei immer die Zweisprachigkeit, im weiteren Sinne die Zweiströmigkeit, die für jeden Nordschleswiger selbstverständlich ist. Ein erstes Ziel ist es, diese Zweiströmigkeit als „Mittel zum Zweck“ weiter auszubauen.

Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen entnehme ich der Ankündigung dieser Tagung, in der es heißt, daß die „Identität weitgehend von der Tradition nationaler Kultur lebt“. Diese Formulierung, insbesondere das Wort „weitgehend“, kann ich nicht akzeptieren.

Das Selbstverständnis als Nordschleswiger kann nicht weitgehend von der Tradition nationaler Kultur leben, sondern muß sich in verstärktem Maße an der Gegenwart orientieren.

Da wir als Volksgruppe sowohl ein Glied der dänischen wie der deutschen Gesellschaft sind, haben wir die Verpflichtung, an der Lösung gesellschaftlicher Probleme in *beiden* Ländern mitzuarbeiten. Was liegt näher, als sich in diesem Rahmen mit den besonderen Problemen des Grenzraumes zu beschäftigen? Allerdings sollte auch der Einfluß der geschichtlichen Entwicklung auf die Struktur unserer Gesellschaft im Grenzraum berücksichtigt werden, besonders die der jüngsten Geschichte. Bisher ist jedoch der geschichtliche Aspekt insgesamt überbetont, die jüngste Vergangenheit nicht ausreichend behandelt worden. Es ist zu begrüßen, daß sich eine Wandlung in der Frage der Vergangenheitsbewältigung in vielen Bereichen der Volksgruppenarbeit andeutet. Welche Probleme der Gegenwart erfordern nun gerade *meinen* Einsatz bzw. das Engagement der Minderheit? Ich glaube, daß wir als Minderheit uns darum

bemühen sollten, das bestehende nationale Konfliktpotential an der Grenze verstärkt abzubauen. Hier bietet sich der Einsatz als Kulturmittler zwischen Dänemark und Deutschland an. Es dreht sich bekanntlich nicht um den Abbau ideologischer Gegensätze; Wert legen sollten wir vielmehr auf die Vermittlung volklicher Kultur und mitmenschlicher Beziehungen. Es ist unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, daß im dänisch-deutschen Verhältnis — nicht auf höherer politischer Ebene, sondern unter der Bevölkerung — Vorbehalte abgebaut, dafür gegenseitiges Vertrauen aufgebaut werden.

Auch zur Lösung der Probleme, die durch die Grenzziehung geschaffen wurden (z. B. die wirtschaftlichen Probleme der Grenzlage), und solcher Probleme, deren Lösung durch bestehende institutionelle Barrieren an der deutsch-dänischen Grenze erschwert werden (z. B. Umweltschutz), können wir auf Grund der Zweiströmigkeit beitragen. Die Chance muß genutzt werden.

Insofern stimme ich mit denjenigen überein, die die Auffassung vertreten, die Identität liege in der Aktivität. Diese Aktivität sollte darauf abzielen, Probleme im Grenzland zu lösen und Konflikte abzubauen. Am besten, man sucht solche Lösungen, indem man kritisch die Verhältnisse auf beiden Seiten der Grenze miteinander vergleicht.

Ich könnte an dieser Stelle abbrechen — einige würden dann sicherlich behaupten, ich hätte das Thema verfehlt. Darum noch einige abschließende Worte zu der „nationalen Identität“, die bei mir nur sehr schwach ausgeprägt ist. Rückblickend muß ich auch sagen, daß ich in meiner Schulzeit in Nordschleswig nicht das Gefühl gehabt habe, man hätte versucht, eine deutsch-nationale Identität, ein Nationalgefühl, in mir zu wecken.

In einigen Lebensbereichen fühle ich mich stärker der dänischen, in anderen stärker der deutschen Mentalität verbunden. Es ist jedoch unmöglich zu sagen, welches Element insgesamt überwiegt. Festlegen könnte ich mich lediglich auf eine „regionale Identität“, denn für mich ist die Bindung an die Region Schleswig sehr konkret — es ist der Raum in dem ich lebe.

Aus diesem Grunde halte ich es für sinnvoll, die regionale, kulturelle Eigenart zu bewahren und die politischen Entscheidungen mit dem Ziel einer stärkeren Demokratisierung auf unterer Ebene und Schaffung eines Selbstverantwortungsgefühls soweit möglich zu dezentralisieren.

Da unsere Probleme im Grenzraum in einem europäischen, weltweiten Zusammenhang zu sehen sind, sollte auch wegen der zunehmenden politischen Polarisierung eine europäische Gemeinschaft gestärkt werden.

Handlungsfähig ist ein Volk erst, wenn es in der Lage ist, seine Geschichte zu erzählen und sich mit ihr und durch sie zu identifizieren. Die Deutschen können heute diesen notwendigen Prozeß nicht oder nur unter großen Schwierigkeiten vollziehen. Ihre Identität ist damit gefährdet.

Aus dem Bericht über eine Vortragsreihe zur Frage der „beschädigten Identität der Deutschen“ in der FAZ am 1. November 1979

Adam Oehlenschläger — ein Dichter auf der Grenze zweier Völker

*Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages
Beeinflußt von der deutschen Romantik - Verehrer Goethes
Helfende Hand für den jungen Friedrich Hebbel*

Der dänische Literaturhistoriker Vilhelm Andersen hat einmal die Epoche von 1803 bis Mitte des 19. Jahrhunderts das „Goldalter“ der dänischen Dichtung genannt. In der Mitte dieses Zeitalters steht der Dichter Adam Oehlenschläger; er war stark beeinflusst von dem Philosophen Henrik Steffens, der gleich auf seiner ersten Deutschlandreise mit Vertretern der deutschen Romantik in Berührung kam, über die er im Winter 1802/1803 in Kopenhagen Aufsehen erregende Vorträge hielt. Unter seinen Hörern befand sich auch der junge Oehlenschläger, der hier den entscheidenden dichterischen Impuls empfing.

Das dänische Volk feiert Adam Oehlenschläger, dessen Geburtstag sich am 14. November 1979 zum 200. Mal jährt, mit einer elfbändigen Gesamtausgabe seiner Werke. In Deutschland darf man sich beim Rückblick auf das Leben des „nordischen Skalden“ dessen erinnern, daß er in Weimar Goethe traf, in Dänemark den engen Anschluß an das deutsche Geistesleben der Klassik und der Romantik vollzog und in Kopenhagen dem jungen Friedrich Hebbel eine helfende Hand reichte, als er sich um ein Reisestipendium bewarb.

Aus schleswigischem Geschlecht

Sein Vater, Joachim Conrad Oehlenschläger, zu dessen Vorfahren der berühmte Gottorfer Reiseschriftsteller Adam Olearius zählte, war der Sohn eines in Krusendorf, im Dänischen Wohld, wirkenden Organisten. Er ergriff den väterlichen Beruf und begann in Rendsburg mit dem Orgelspiel, bis er das Organistenamt an der Kirche in Frederiksberg übernahm, wo er später Schloßverwalter wurde. „Ich stamme von angelsächsischen Musikern und Fischern ab“, hat sein berühmter Sohn einmal geäußert. Auch der Norden ist in der Ahnenreihe vertreten: die Großmutter väterlicherseits stammte aus Jütland. Jean Paul sagte von ihm, er sei „ein Baum, der auf der Grenze zweier Völker stehe“.

Jugendjahre in Frederiksberg — Begegnung mit Henrik Steffens

Stark beeindruckte ihn in seiner Jugend das mit der dänischen Geschichte eng

verflochtene Schloß Frederiksberg und der das Schloß umgebende Park, sowie der Besuch der für begabte Bürgersöhne eingerichteten „Efterslægtelskabets Skole“. Schon als Schüler stand er unter dem Einfluß der Dichtung des früh verschiedenen Johannes Ewald, der in einer ganz neuen Sprache zum dänischen Volk gesprochen hatte. Den stärksten Anstoß erhielt er, wie bereits bemerkt, von Henrik Steffens. Eine Unterredung, die er mit dem dem deutschen Geistesleben zugewandten Norweger führte, ist als epochemachend in die dänische Literaturgeschichte eingegangen. Sie erstreckte sich von der Mittagsstunde bis spät in die Nacht. Man schrieb das Jahr 1802, als gerade die bei Gallehus gefundenen wertvollen Goldhörner aus der Königlichen Kunstkammer gestohlen waren. Ein einfaches Mädchen hatte durch Zufall das Gold gefunden, um das Schatzgräber sich vergebens abmühten. Als Frucht der Begegnung mit Steffens, unter dem frischen Eindruck des Diebstahls, entstand das Gedicht „Guldhornene“ (Die Goldhörner). Dieses Gedicht steht gleichsam als Programm am Anfang der romantischen, der eigenen Vorzeit zugewandten Periode in Dänemark. Es ist der Ausgangspunkt für die dänische Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Erste reiche Schaffensperiode

Nachdem der junge, frisch ins Leben vorstürmende Oehlenschläger sich eine Zeitlang auf der Bühne betätigt hatte, wandte er sich im Jahre 1800 in Kopenhagen dem Studium zu. Wie andere Studenten tat er freiwillig Dienst in des „Kronprinzen Leib-Kompagnie“. Oft sieht man ihn bei dem ausgelassenen studentischen Treiben im „Ermelundshaus“. Trotz oft überschäumender Lust war die Jugendzeit auch die beste Zeit seines dichterischen Schaffens. Mit dem bereits genannten Johannes Ewald, der der Sohn eines aus Nordschleswig stammenden Geistlichen war und in Schleswig die Domschule besucht hatte, teilte er die Begeisterung für das nordische Vaterland, das vom Nordkap bis an die Elbe reichte — dessen älteste Überlieferungen er aus dem Gebiet der Mythologie und der Sage in sich aufnahm. So entstand in ihm ein tiefverwurzeltes nordisches Geschichtsbewußtsein. Hatte Johannes Ewald in seinem Singspiel „Die Fischer“ die stolze Königshymne geschaffen, so schenkte Adam Oehlenschläger dem dänischen Volk seine volkliche Hymne:

Es gibt ein schönes Land,
das liegt mit breiten Buchen
am salzgen Ostseestrand ...

Ein ähnlicher Ton klingt aus der Dichtung „Die Langeland-Reise“, einem Loblied auf die schöne, von geschichtlichen Erinnerungen umwobene dänische Natur. Sein bedeutendstes Jugendwerk ist das 1805 entstandene Märchenspiel „Aladdin“, bei dem er die Reiseschilderungen des Adam Olearius benutzte. An

dieser Stelle tritt seine Lebensanschauung am deutlichsten hervor: Nach Übermut und Selbstüberschätzung gelangt der Mensch nach krisenhaften Jahren zu einer demütigen Erkenntnis der wahren Werte des Lebens.

In der Dichtung „Axel und Valborg“ findet man Anklänge an Shakespeares „Romeo und Julia“, aber es ist eine feine nordische Stimmung, mit der Oehlenschläger diese alte dänische Sage erfüllt hat. Die Künstlertragödie „Corregio“, die an den berühmten Maler der norditalienischen Renaissance erinnert, wurde 1811 in deutscher Sprache abgefaßt und ist oft in Deutschland aufgeführt worden.

Erwähnung verdient auch seine nationale Tragödie „Hakon Jarl“. In ihr findet man ein Preislied auf die poetischen und menschlichen Kräfte des nordischen Altertums in heidnischer Zeit, verkörpert in der Krafterfüllung des Jarl, dem als christlicher Gegner Olaf Tryggvesön gegenübertritt.

Die Auslands-Reise

Viele dänische Dichter, wie Jens Baggesen, Hans Chr. Andersen und Holger Drachmann, sind immer wieder aus der Enge ihres kleinen Vaterlandes aufgebrochen. So auch Oehlenschläger, der 1805, mit einer reichen literarischen Fracht beladen, seine Auslandsreise antrat. Nachdem er sich eine Zeitlang bei Henrik Steffens in Halle aufgehalten hatte, wo er „Hakon Jarl“ schrieb, besuchte er, von Steffens begleitet, Goethe, der sich gerade im Bad Lauchstädt aufhielt, wo die Weimarer Schauspieler eine Art „Sommer-Bühne“ eingerichtet hatten. Nach dem Treffen schrieb Oehlenschläger in sein Tagebuch: „Sein schönes, markantes Gesicht flößte mir Ehrfurcht ein. In seinen Augen glaubte ich Werthers Gefühl, Götzens gutmütige Kraft, Faustens Tiefsinn und Reinekes Schalkhaftigkeit zu sehen.“ Das Gespräch drehte sich um das Drama „Aladdin“. „Wenn ich einen Dichter schnell kennenlernen will“, sagte Goethe, „so lese ich seine Monologe“. Zufrieden notierte Oehlenschläger, daß Goethe ihn einlud, ihn auch einmal in Weimar zu besuchen. Weniger zufrieden war Steffens, der damit gerechnet hatte, daß beide zum Mittagessen eingeladen würden.

Im Sommer des Jahres 1806 traf Oehlenschläger wiederholt mit Goethe zusammen, der ihm Gelegenheit gab, seinen „Aladdin“ auf deutsch vorzulesen, wobei Goethe einige sprachliche Unvollkommenheiten geduldig über sich ergehen ließ. Zum Schluß sagte er: „Trotz aller Übersetzungsschwierigkeiten habe ich etwas geahnt von dem poetischen Geist, der ein wahres Kunstwerk schafft.“ Von Weimar reiste Oehlenschläger für kurze Zeit nach Dresden. Im Oktober 1806 berührte er Weimar wieder auf der Durchreise nach Paris. Daß Krieg im Lande war, merkte er erst, als ein bei Jena verwundeter Offizier in den Gasthof „Zum Elefanten“ getragen wurde, in dem er abgestiegen war.

Er genoß das farbige Leben an der Seine und schloß in Rom Freundschaft mit dem Bildhauer Thorvaldsen. Auf der Rückreise — nach vier Jahren — machte er

wieder in Weimar Station. Er hatte inzwischen Goethe die deutschen Übersetzungen von „Aladdin“ und „Hakon Jarl“ dediziert. Enttäuscht stieß er auf einen höflichen, aber kühlen Empfang. Beim Mittagessen verlief die Unterhaltung in konventionellen Formen. Bewegung gab es auch nicht, als Oehlenschläger, mit deutlichem Hinweis auf die Brüder Schlegel, eines seiner Epigramme zitierte:

Ach, hätten wir statt Schlegeln Lessing,
nur ein Stück Gold für 2 Stück Messing.

Goethe erwiderte darauf nur: „Wer Wein keltern kann, soll keinen Essig fabrizieren.“ Kühl war auch der Abschied gewesen.

Oehlenschläger war wieder im „Elefanten“ abgestiegen. Am nächsten Tag wollte er reisen. Er war unruhig. Sollte das der Abschied sein? „Keinesfalls“, klang es in ihm, und bald stand er vor dem Goethehaus, das breit und vornehm am „Frauenplan“ lag. Die Uhr war elf, aber im Zimmer des Sekretärs Riemer war noch Licht. „Ich muß Goethe sehen“, so klang es flehend, „nur einen Augenblick!“ — Riemer ging hinauf und kam gleich zurück, um Oehlenschläger zu holen. Und nun ereignete sich eine der merkwürdigsten Episoden in den deutschdänischen literarischen Beziehungen. Goethe stand im Nachttanzug in seinem kleinen Schlafgemach und zog gerade die Uhr auf. Er lächelte freundlich-mild, als er den jungen Besucher erblickte. „Nun, mein Bester“, sagte er, „Sie kommen ja wie Nikodemus bei der Nacht“ — „Herr Geheimrat“, sagte Oehlenschläger, den freundlich ihn anblickenden umarmend, „ich möchte dem Dichter Goethe ein herzliches Lebewohl wünschen.“ — Dieser drückte die Hand des Jüngeren und sagte: „Leb' denn wohl, mein lieber Freund!“ — Mit den kurzen Worten: „Nichts mehr, nichts mehr!“ verließ Oehlenschläger das Zimmer und suchte gleich seinen Gasthof auf, den er in der Frühe des nächsten Tages verließ, um nach fünfjähriger Abwesenheit nach Dänemark zurückzukehren. — Die Eindrücke, die er in Deutschland empfangen hatte, hat er nie vergessen. Wenn er daheim an seinem Schreibtisch saß, sah er auf drei Bilder: Friedrich Schiller und Martin Luther und in der Mitte Johann Wolfgang v. Goethe.

Schon während der Reise hatte er 1807 seine „Nordischen Gedichte“ herausgegeben mit dem mythologischen Spiel „Baldur, der Gute“, das einige der schönsten Verse enthält, die jemals in dänischer Sprache erklingen sind.

Ehrungen

Oehlenschlägers Verdienste um die dänische Sprache und Literatur wurden anerkannt durch einen 1810 erteilten Lehrauftrag an der Kopenhagener Universität. Selbst mit den fortschreitenden Jahren versiegte der Quell seiner Dichtung nicht, wenn auch kein lyrisches Gedicht mehr seiner Feder entfloß und die Höhe seiner Jugendwerke nicht wieder erreicht wurde. Immerhin hielt Heinrich Heine ihn in überschwänglichem Lob nach Goethes Tod für den größten Dichter

Europas. Einige Werke hat er selbst ins Deutsche übersetzt. 1829 erlebte er im Zeichen skandinavischen Einheitsstrebens in der Universitätsstadt Lund eine Ehrung als „Dichter des Nordens“, der die gemeinsamen Gefühle aller Skandinavier zum Ausdruck bringe, unter Überreichung eines Lorbeerkranzes durch den ihm geistesverwandten schwedischen Dichter Tegnér. An seinem 70. Geburtstag überreichte Grundtvig ihm einen Lorbeerkranz im Namen der dänischen Frauen.

Oehlenschläger war eine glückliche Natur. Er liebte die lichten Seiten des Lebens. In der Suche nach einer Welt der Schönheit und Harmonie wußte er sich eins mit seiner Lebensgefährtin Christiane Heger, die eine Schwester von Kamma Rahbek war, deren Haus, „Bakkehuset“, ein Treffpunkt der Künstler Kopenhagens war.

Zusammentreffen mit Friedrich Hebbel

Hebbel war im November 1842 per Schiff nach Kopenhagen gekommen, um den König Christian VIII. um ein Reisetipendium zu bitten. Oehlenschläger war der erste, den er dort kennenlernte. Im Januar 1843 schreibt Hebbel: „In seiner Persönlichkeit liegt etwas, das seine Poesie ergänzt ... Ein werdender und ein gewordener Literat, welch ein Unterschied!“ — Ein paar Tage später schreibt er in sein Tagebuch: „Heute morgen besuchte ich Oehlenschläger und traf Thorvaldsen bei ihm. Eine imponierende Gestalt! Freundlich lud er mich ein, ihn in seinem Atelier zu besuchen. Er hat ein Gesicht, dem gegenüber niemand Komplimente dreheln wird... . Später, nachdem ich wieder mit Oehlenschläger allein war, kam der Dichter Andersen, eine lange, schlotterige, lemurenhaft eingeknickte Gestalt mit einem ausnehmend häßlichen Gesicht.“ Hebbel bekam das Stipendium und schrieb am 23. Januar: „Nun bin ich aller Sorgen los und ledig.“ Und bei der Abfahrt, im April, schreibt er: „Die Sonne vergoldet die Stadt, die mir ewig teuer sein wird!“

Am 20. Januar 1850, inmitten des entscheidungsvollen Schleswigschen Krieges, schlug Adam Oehlenschläger die letzte Stunde. Dort, wo er seine Jugend verlebt hatte, auf dem Friedhof von Frederiksberg, fand der Mann seine letzte Ruhestätte, der für die dänische Poesie neue Zeichen gesetzt hatte.

ROLF KRAKE

Eine Schwanengeschichte von der Flensburger Förde

Schon von April an war es sommerlich heiß, und so blieb es bis in den Herbst hinein, daß wir schon befürchteten, unsere Förde, die Flensburger Förde, trocken aus. Mochten sich die Freilufturlauber darüber freuen, nicht an einen fernen Mittelmeerstrand gefahren zu sein, die Bauern der Angelder Landschaft grollten wegen der verdorrten Weiden und des kümmerlich auf gelaufenen Getreides dem unbewölkten Himmel genauso wie die vom Broacker Land und der Insel Alsen gegenüber, die einen auf Plattdeutsch, die anderen auf Plattdänisch. Was immer gelobt und geschimpft sein mochte: Ein Schwanenküken verdankte dem beständigen, von den Azoren bis zum Nordkap reichenden Hoch sein Leben und Überleben. Das sei hier als beobachteter Fall beschrieben.

Da hatte also am Rande eines breiten Röhrichtgürtels der Flensburger Förde, der sich vor der Abdämmung eines zu Weideland kultivierten Noores als ungefährdetes Brutgebiet für allerlei Wasservogel anbietet, ein Schwanenpaar seine Nestburg angelegt. Eine langgestreckte Sandbank hob sich wie eine Insel aus der Innenförde, barfuß leicht zu betreten und als Erkundungsgebiet zu nutzen. Meine Frau und ich fanden uns täglich hier ein und betrachteten durchs Fernglas das ereignisdürftige Geschehen, bei dem ein breit niedergedrücktes Schwanenweibchen nichts anderes zu tun schien, als schläfrige Geduld zu üben, während der Ganter es wie ein Ritter auf Wache umruderte und ihm ab und an etwas zuplauderte.

An einem Vormittag Anfang Juli war die Schwanenburg auf gegeben. Am Ende der Sandbank gewahrten wir nach längerem Absuchen die Familie Schwan: die Eltern und fünf lebhafte Küken im grauen Dunenkleid. Sie strebten der breiten Bucht zu, die sich im Windschutz einer von Uferschwalben durchlöcherten Steilküste als Eldorado für her anwachsende Schwimmvögel anbietet, nicht weniger auch als Treffpunkt der älteren Paare, um sich gegenseitig mit der Nachkommenschaft zu brüsten. Uns trieb die Wißbegierde, ein verlassenes Schwanennest anzusehen. Dabei gewahrten wir zwischen den auf gesprengten und zertrampelten Schalen ein völlig erhaltenes Ei. Ich hielt es ans Ohr und schüttelte es ein wenig, wie meine Mutter es mit den Gänseeiern gemacht hatte, die auf sich warten ließen. War es unbefruchtet oder abgestorben, wie sollten wir es feststellen; denn es war kein schwabbelndes Ungleichgewicht wahrzunehmen. Wir beließen es dabei, daß Frau Schwan bei der langweiligen Brutpflicht sich womöglich auf die Mengenlehre eingelassen habe und infolgedessen nicht

imstande war, bis sechs zu zählen, und legten das Ei wieder in das unordentliche Nest.

Am folgenden Mittag wurden wir zufällig Augenzeuge, wie hier ein graubraunes Knäuel beharrlich den Nestrand zu bezwingen versuchte. Immer wieder rollte es zurück, doch endlich verhakte es sich darin und ließ sich mit strampelnden Beinchen in die Tiefe fallen: gleich ins Wasser. Ein flauschiges Bällchen mit einem bleistiftdünnen Hälschen reckte ein wackliges Köpfchen hoch. Eine kaum merkliche Brise betupfte die Wasserfläche, dem kleinen Wesen mußte das Gekräusel wie riesige Wellen vorkommen. Tolpatschig versuchte es zu rudern, drehte sich dabei um sich selbst, doch bald hielt es seine Richtung ein, und die verlief ziemlich genau mit der Schilffront. Dort entdeckte es einen Einschlupf und verschwand. Sicher würde es die erste Nacht nicht überleben, meinten wir; denn was die Sonne ausbrütet, nimmt der Mond noch lange nicht in Obhut.

Am nächsten Morgen sahen wir das Schwanenküken fast an derselben Stelle wieder. Aufgeregt umkreiste es einzelne Schilfbüschel, es suchte wohl die Familie. Dann begann es, aus der muddeligen Anschwemmung vor dem Röhricht seine Nahrung zu filtern. Dabei geriet es in die Nähe einer Brandente, die auch Hunger hatte. An dem roten Schnabelhöcker erkannten wir einen Erpel. Auch er litt unter Einsamkeit. So blieb er den ganzen Tag, ja noch eine Woche lang dem Schwanenbaby nahe. Es war, als übe er sich an ihm in der Tugend der Beschützung. Denn nicht weit von hier, gleich landseitig im Deich, saß in einem Kaninchenloch die Entenfrau auf ihrem Gelege. Wir wurden darauf aufmerksam, als wir eines Abends die Umsiedlung der Entenfamilie vom Land ins Wasser erleben konnten. Von der Mutter angeführt, rollten wie automatisch betriebenes Spielzeug acht Entlein über den Deichkamm hinweg und durch eine handbreite Schneise durchs Gestrüpp hinunter und gleich hinein in die Förde, wo sie nach einem leichten Plumps wie kleine Korken zu wippen begannen. Der Erpel schien seine Kinder zu zählen, dann setzte er sich hinter die wuselige Schar, und nach wenigen Minuten waren sie alle im verschwiegen besiedelten Schilf verschwunden.

Von dieser Stunde an war unser kleiner Schwan wieder allein. Während tapfer ertrug er die Einsamkeit, in die er von seinen Artgenossen immer wieder zurückgebissen wurde, wenn er sich ihnen anzuschließen versuchte. Seiner Standhaftigkeit in hoffnungslos scheinender Lage wegen hielten wir ihn eines großen Namens wert: „Rolf Krake“. So hieß der zwar stark gepanzerte, doch völlig unzulänglich bestückte dänische Monitor, der im deutsch-dänischen Krieg von 1864 beim Kampf um die Düppeler Schanzen einige mittelalterlich anmutende Eisenkugeln verschoß und dafür verlustreich mehrere Lagen moderner Granaten verkraften mußte. Wie dieses im Kern so friedfertige Panzerschiff kurvte unser Knirps auf spielerische Art mal hierhin, mal dorthin, hinter sich ein paar Bugwellen.

Nach Tagen wagte er sich bis zur nächsten Sandbank. Sie gehörte eigentlich den einfältigen Bläßhühnern und den wachsamen Austernfischern, spätabends machten sich auch die Stockenten darauf breit und ganz zuletzt die Möwen, die nach Pöbelart alles ringsum aus dem Schlaf kreischten.

Am liebsten hielt sich der kleine Rolf Krake bei den Brandenten auf, die auch Brandgänse genannt werden, jenachdem man sie einschätzt. Selbst das kükenreiche Paar, das wir schon kennen, litt ihn in dichter Nähe. Herzenslustig gründelte er nach saftigem Unterwassergemüse. Biestig biß und zischte ihn ein Schwanenpaar fort, das nicht weniger als acht Nachkommen zählte, und da wäre es doch bei Gott nicht darauf angekommen, auch noch ein neuntes zu dulden. So machte er, das echte Sonnenkind, seine erste Lebenserfahrung: daß man Artverwandten nicht unbedenklich trauen darf. Genauso wie sie nutzte er die hellen skandinavischen Nächte und stopfte sich den Kropf voll. Denn nur so wurde man was. Zusehends wuchs er den Enten und Möwen über den Kopf, und als Ende Oktober mit rauschendem Flügelschlag ein Schwanenpulk dicht über ihm aus dem flimmernden Morgennebel auftauchte, fühlte er sich von einer unwiderstehlichen Kraft aus dem Wasser hochgerissen. Erst trampelte er darüber hin, und den Hals weit nach vorn gereckt, bewegte er seine Schwingen auf und ab, immer kraftvoller, immer schneller, dann wurde mit einem Mal alles leicht: er konnte fliegen.

Das war doch etwas anderes als Schwimmen, im Nu ging es um Holnis Spitze in die Außenförde hinein, wo man die freie Ostsee sieht. Mit den erfahrenen Höckerschwänen gleichzuhalten, war nicht einfach, und wie er wieder heil ins Wasser käme, wußte er auch noch nicht. Er spreizte seine breiten Flossen wie zur Abwehr nach vorn, daß es nur so zischte und spritzte, die anderen machten es nicht anders. Und von nun an war er von seinesgleichen geduldet; daß er stets ehrerbietigen Abstand vor dem kraftstrotzenden Gebieter der Rotte halten müsse, lernte er bald. Überhaupt fühlte er sich auch sonst sehr in die Lehre genommen, nicht nur in vorteilhaftem Gründeln und im Training, möglichst lange unter Wasser den Atem anzuhalten, sondern auch in ästhetischen Fächern wie Contenance und Attitüde, um französisch zu sagen, was deutsch an Nuancen verliert, weil sich Charms nicht übersetzen läßt.

Den ganzen Herbst blieb die Schwanengruppe beieinander. Ab und zu schloß sie sich mit einer anderen zusammen, zuletzt, in der Schleimündung, waren sie ihrer einhundertvier. Da wußten sie, was die Flensburger Förde wert war, und sie machten kehrt, einige zwanzig ließen sich dabei nicht abhängen. Dann meldete sich die Jahreszeit der Stürme, die aus West und Nord-West brachten Regen, der nicht nur von oben fiel, sondern waagrecht daherstob und jede Feder einweichte; die Ostwinde aber brachten Frost und Schnee, und je mehr es Winter wurde, um so gefährlicher stauten sie das Wasser der Förde, sogar Schiffe im Hafen setzten

sie aufs Land. Doch unser Rolf Krake kam durch, wenn auch sichtlich geschwächt. Getrost können wir ihn nun drei Jahre lang unbeobachtet den Flensburger Fjord kreuz und quer durchstromern lassen, abenteuerlustige Genossen fanden sich immer wieder ein.

Jedermann erinnert sich an den kalten Winter, der dann kam. Der ganze Fjord froh zu. Unsere Schwäne wären zugrunde gegangen, hätte nicht ein aus Finnland herbeigerufener Eisbrecher eine Fahrrinne auf geknackt und hätten die Menschen an offenen Wasserstellen am Ufer kein Futter ausgestreut. Dennoch verhungerten viele der Schwimmvögel, vor allem die arglosen Bläßhühner, die immer an Wunder zu glauben scheinen; viele froren auch unrettbar auf den Eisschollen fest, es war eine Tragödie. Doch unser Rolf Krake kam wieder durch.

Einmal glaubten wir, ihn im tiefen Wemmingbund unterhalb der Düppeler Schanzen auszumachen. Da war er kein Schwarzschnabel mehr, sondern gab sich mit leuchtend orangerotem Schnabel und markantem schwarzen Höcker vor der Stirn als Erwachsener aus. Er machte auf sich aufmerksam, wie er eine sanfte Schöne, die er aus einer größeren Ansammlung herausgelockt hatte, mit erstaunlicher Beflissenheit zu betören versuchte. Die Spielregeln des Galans hatte er zum gut Teil den erfahrenen Älteren abgesehen, teils entdeckte er sie auch in sich selbst. Erst sagte er, um es einmal menschlich zu verdeutlichen, „prost“ zu ihr, indem er ihr die Imponiergeste des Antrinkens solange artig vorführte, bis auch sie Durst verspürte. Bewegungsgleich tauchten sie viele Male ihre Schnäbel ins Wasser, drehten gemeinsam die Köpfe nach rechts, nach links, nickten sich zu, tauchten den Schnabel immer öfter, immer schneller ein und stellten sich an, als hätten sie Alkohol aufgenommen.

Nach diesem Verlobungsritus blähten sie ihre Hälse auf, merkwürdigerweise in Form einer zum Kopf hin anschwellenden Keule. Dann verneigten sie sich graziös voreinander, drängten sich zärtlich Brust an Brust, und aufs liebevollste schlangen sie ihre Hälse ineinander, als wollten sie sie verknoten. Mit breitgefächelter Decke bekundete das zierliche Schwanenweibchen seine Bereitschaft zur Paarung. Da kam, als Störenfried des zärtlichen Idylls, der Pascha der Schwanenversammlung angeschraubt. Kraftstrotzend ruderte er heran, aufgetakelt wie eine Kogge, den Hals mit Wut aufgeplustert und den Kopf zwischen die Schwinge zurückgezogen, Gefahr signalisierend, zum Rammstoß bereit. Mit jedem Schub seiner breiten Flossen erzeugte er eine neue Bugwelle, die sich von seiner starken Brust strahlenförmig nach hinten ausfächerte: eine imponierende Spur.

Am liebsten hätte unser Jüngling Rolf vor dem alterfahrenern Kämpen unterwürdig abgedreht. Aber der Blick der Schönen stachelte ihn zum Widerstand auf. Denn wer den Zweikampf bestand, dem galt die Gunst, so wollte es das Gesetz. Und so fächerte auch er seine Segel auf und nahm seinen Kopf drohend zurück. Schlimme Erfahrungen hatte Rolf mit den arroganten älteren Herren seiner

Gattung schon gesammelt. Deshalb kannte er ihre Kampftricks wohl: in die empfindlichsten Körperstellen zu kneifen und zu beißen, in und unter den Schwanz, in die Oberschenkel, ja sogar in den Hals. Danach zu verfolgen, wer sich nicht schnell davonmachte, selbst noch im Flug, so recht geeignet, ihn vor aller Welt zu blamieren. Diesmal aber ging es um Sein oder Nichtsein, das merkten beide schon an der Wucht, mit der sie aufeinanderprallten.

Ein schrecklicher Kampf entbrannte, bei dem jeder Federn lassen mußte. Fontänen sprühten auf, so daß das Schwanenweibchen auf Abstand ging. Es war bei den gegenseitigen kreisförmigen Anläufen nicht auszumachen, wer der Verfolgte, wer der Verfolger war. Plötzlich hatte der kampferfahrene alte Schwan die Schwanzdecke des jungen Gegners gepackt. Er rüttelte daran, bis es knackte. Dann ließ er los, um sich in seinem Schenkel festzubeißen. Vor Schmerz bäumte sich Rolf auf, verzweifelt schlug und strampelte er um sich, doch der Platztyrann ließ nicht locker. Ihm unterlief aber in seinem Zorn ein verhängnisvoller Fehler: Obwohl ein Meister der Gründelkunst, bei der es darauf ankommt, möglichst lange den Kopf unter Wasser zu halten, geriet er, als Rolf über ihn rollte, um einige Atemzüge aus dem Rhythmus. Das zwang ihn, seine Kneifzange zu lösen. Das war für Rolf die Chance, den giftigen Alten beim Hals zu packen und so lange unter Wasser zu drücken, bis er sich nicht mehr rührte. Wie eine Boje hob und senkte sich der herrliche Leib und trieb langsam auf den auslaufenden Wellen eines fernen Dampfers ab. Der Sieger wandte sich seinem Weibchen zu, das zeitlebens nur ihm gehören sollte. Sie schwammen ein Stück weit von dem toten Diktator fort, dann trampelten sie geräuschvoll eine kleine Strecke über das Wasser und flogen hinüber nach Skelde Vig, der südlichen Bucht von Broacker Land, dort, wo in den schlanken Buchen zahlreiche Reiher siedeln. Nach ihr nannten wir die Gefährtin unseres Helden Bodil von Skelde Vig.

*

Monate später, Anfang Juli, sollte es zu einem wohl bemerkenswerten Wiedersehen kommen, und dies an der Flensburger Innenförde. So viele Schwäne ich schon von meinem Balkon des dicht an ihrem Ufer gelegenen Hochhauses vorbeifliegen oder dahersegeln sah, keiner von ihnen trug eine derart berückende Hoheit zur Schau wie eine Schwanenmutter, die mit ihrer Kinderschar an einem Vormittag dahergepaddelt kam. Hier schien Leda aus der griechischen Sage anstelle von Zeus in einen Schwan verwandelt, um den Gott zu betören. Unnahbar, stolz reckte sie kerzengerade ihren schlanken Hals, auf dem würdebewußt ab und zu der edel geformte Kopf drehte, auch nach hinten, ob da alles gehorsam geordnet sei: Denn da folgten ihre Kinder, sechs an der Zahl. Als steuere sie ein gotisches Portal an, so adelig in ihrer ganzen Gestalt fuhr sie daher, ein Vorbild. Wie aufgeschnürt zu einer Kastanienkette hielten die Kleinen Richtung und genauen Abstand zueinander, erst ein kecker Albino, hinter diesem die fünf

Geschwister in braunem Flausch. Mit dem Fernglas verfolgte ich, solange es möglich war, das bezaubernde Geschwader.

Zwei Stunden später bemerke ich die Schwanenfamilie auf dem Rückweg. Bei genauem Hinschauen entdeckte ich den Weißling im hochgestülpten Gefieder der charmanten Mutter. Genüßlich lustig-listig wie ein Tyll Ulenspiegel ließ er sich spazierenfahren, und die Mutter tat so, als merke sie nicht, daß da einer auf ihrem Rücken huckepack saß.

Meine Frau ist nicht zu Hause. Mit Brotresten und Fernglas beeile ich mich, in ihre Nähe zu kommen. Die Schwanenfrau kennt den Lockruf „Komm“! noch vom Winter her, wenn alle Schwäne darauf reagieren. Ich werfe ein paar Brotbrocken, erreiche aber vom Deichrand nicht das Wasser. Immerhin bewirke ich damit, daß mein Tyll Ulenspiegel sich ins nasse Element hinab gleiten läßt. Um die liebe Familie füttern zu können, muß ich die mit mächtigen Steinblöcken belegte Ufersicherung übersteigen. Dabei verliere ich auf einem wackelnden runden Findling das Gleichgewicht und stürze. Einklemmt zwischen groben und tückischen Fugen der Schichtung, komme ich zwischen Ampfer und Beifuß so unglücklich zu liegen, daß ich mich vorerst nicht zu rühren vermag. Wie ungelenk siebzig Jahre einen Menschen doch machen können, steif und lahm, so recht molest, wie es im Studentenlied heißt. Mit einem Wort: ich bin jetzt ein alter Mann.

Zum Glück habe ich mir nichts gebrochen, nur die rechte Hand etwas aufgeschlagen. Wenn ich mich ruhig verhalte, so denke ich mir, wird sich nach einigen Minuten meine Beklommenheit lösen und ich werde mich ohne fremde Hilfe wieder aufrappeln können. Ich erkenne ein fülliges Wolkengebilde über mir, dann die Ochseninseln im Hintergrund. Und nun schiebt sich im Wasser die Schwanemutter immer näher. Bei einem Schritt Abstand verhält sie und blickt mich betroffen an, eine Minute lang. Oberhalb meines unerquicklichen Lagers höre ich Menschen. Der Schwan zischt. Die Menschen gehen weiter. Nun hebt sich der Schwan aus dem seichten Wasser. In seiner vollen Brustbreite ist er herrlich anzusehen, eine Erscheinung aus dem Mythos. Er läßt mich nicht aus dem Blick, mir ist, als wolle er mich trösten. „Ja, so müßte man sterben können“, spreche ich ihn an. Und denke mir dazu: „So allein, in dieser Landschaft, und du dabei“.

Schwerfällig watschelt er auf seinen deftigen O-Beinen zu mir auf den Strand, ich könnte ihn fast berühren. Ich suche meine Brotreste hervor und werfe ihm Brocken zu. Seine Jungen folgen ihm nach, er zerbröselt das Brot für sie in Erbsengroße. Dabei lehrt er sie, es erst einzuweichen, bevor sie es schlucken. Zwischendurch zischt er vorübergehende Menschen an. Keiner bleibt stehen. Ich bin allein mit den Tieren und mit dem Mythos.

Nun ich mich wieder aufrichten kann, begibt sich die Schwanemutter ins Wasser. Wie eine auf Schönheit bedachte Dame putzt sie sich, und genau nach ihrem Vorbild tun es die Jungen, alle gleichzeitig und alle in gleicher Weise: unter dem

Kropf, unter dem Bäuchlein, hinten den Rücken, erst rechts, dann links, und den lustigen Sterz vergessen sie auch nicht. Abschließend schlägt die Mutter ihre herrlichen Schwingen, daß ich die Luftbewegung merke, und die Kleinen wirbeln mit ihren Flügelstummelchen. Dann ist Ruhepause. Von der bis zum Bauch im Wasser stehenden Mama aufmerksam bewacht, strecken sie sich genüßlich auf dem warmen Sand aus, ihre flauschig molligen Köpfechen zwischen Rücken und prallen Kropf gebettet. Ab und zu fiepen sie wie die Strandläufer in der Ferne: Sie träumen wohl am hellichten Tag.

Gut eine halbe Stunde bleiben wir alle beisammen. Ich richte mich auf. Die Schwanenmutter stößt einen leisen Ton durch die Nase, und schwupps stehen auch ihre Kinder auf den Beinen und watscheln ins Wasser. Und während ich weggehe, schwimmen sie alle in präziser Kiellinie fort.

Am Abend, da die Sonne mit allem Pomp hinter der dänischen Küste unterzugehen sich anschickt, begegne ich der lieben Gesellschaft wieder. Diesmal ist der Ganter dabei, den ich bislang vermißt hatte. Wie ein gescholtener Ehemann folgte er mit gebotenem Abstand seiner Familie. Was ihn während des ganzen Tages von der wachsamen Verantwortung ab gelenkt hatte, wir wissen es nicht. Mit einemmal erkannte ich ihn wieder: an der geknickten Oberschwanzdecke, der bleibenden Blessur aus dem Heldenkampf im Wemmingbund, bei dem ein gefürchteter Diktator sein Leben verlor und ein junger schneidiger Sieger die Sympathie einer berückend schönen Jungfrau gewann. Rolf Krake und Bodil von Skelde Vig — für mich gibt's keinen Zweifel, daß ich sie nach Jahr und Tag wiedersah.

Eine Skizze mit Hinweisen

Kleiner Grenzverkehr mit Gewinn (II)

Hier ist nicht gedacht an Butter oder Bier, Weinbrand oder Zigaretten oder ähnlichen Einkauf, bei dem man im Hin- und Herreisen Vorteile erlangen kann.

Es soll geredet werden von geschichtlichen Kenntnissen, die zugleich Erkenntnisse über die Handlungsweise der Menschen bieten, die auch für uns selber gültig sind und uns bereichern können. Freilich kann man sie nicht umsonst haben. Nicht, daß wir nun in die Tasche greifen und Geld hervorholen; wir müssen sie damit bezahlen, daß wir lesen, daß wir der Forschung zuhören, ja, sogar selber denken.

Jetzt kommen wir vom Norden her; ich nehme einen Freund mit und wir überschreiten die Grenze beim Mühlenhaus. „Wenn Du Deinen Einkauf gemacht hast in diesem wunderbar aufgeschlossenen Grenzhandels-Zentrum, nehme ich dich mit, um dir etwas Besonderes zu zeigen, das auch einen Gewinn bedeuten kann.“

Wir gehen zur Kirche in Aventoft. Ich verspreche meinem Freund: Es ist nicht etwas von so abgründiger Traurigkeit, wie das, was ich dir von dem Stein bei Seth erzählt habe. Man kann, ja man muß sogar darüber lachen, wenn auch ein ernster Hintergrund nicht fehlt.

Wir betreten das Gotteshaus, und ich zeige nun das Epitaph, das ein Kuriosum ist. Herrn Johann Preuß brauche ich nicht vorzustellen, sein Bild blickt uns in aller Stattlichkeit entgegen. Ein feiner Herr mit Spitzenhalstuch (Wasserfall Kalvekross), neben ihm die Gattin Magdalena geb. Dethlefs, aus Freesmark stammend. Das Ehepaar hat ein Epitaph gestiftet. Es ist nur ein bescheidenes Werk. An die Stelle des früher üblichen biblischen Bildes ist ein schwungvoller Vers getreten in schönen Buchstaben.

Es ist als Bildwerk nur eine unbedeutende Leistung, das erkennt der Besucher leicht; indessen, das, was dahintersteckt, das wirklich Interessante, darum muß man sich mühen. Hier dazu einige Hinweise. Wenn wir den Vers lesen „Wer hier in der Zeit die Ewigkeit betrachtet...“, dann wende ich ein, das hat Preuß gewiß nicht als Zeugnis für sich selber geschrieben.

Der Landvogt war damals etwa 48 Jahre alt, war seit 13 Jahren auf Foggebüll. Er hat in den Kriegszeiten, die gerade zu Ende gegangen waren, sich sehr bereichert. So liest man mit Erstaunen dann die Schlußzeile: „Die Welt liegt ihm zu Fuß in allem was er tut.“

Ja, das kann man einstweilen in einem anderen Sinn von Preuß sagen. Man muß den Kopf schütteln über so eine Stiftung. Preuß hat sich noch nicht überlegt, wie viel er denn stiften wollte, der Betrag ist noch offengelassen und — offen geblieben; und weil nach dem Tode die Betrügereien des Landvogts ans Licht

kamen, glaubte man, er habe niemals etwas gezahlt. So ging das durch ein paar Jahrhunderte. Wunderlicher Kirchenschmuck!

Erst in neuerer Zeit ist es durch die Forschung ans Licht gebracht, daß doch eine Summe von 100 Talern gestiftet worden ist. Das ist in Preuß' Testament von 1674 festgestellt. Frau Magdalena Preuß hat die Rechtsgültigkeit des Testaments durchführen lassen. Davon hat sie keinerlei Dank geerntet, im Gegenteil, sie wurde als hochmütige Verschwenderin angesehen. So dichtete der Volksmund ihr Leben in eine ganz andere Gestalt um. Das zu lesen ist ebenso erstaunlich. Die Stiftung ist bezahlt; da war Frau Preuß allerdings schon nicht mehr am Leben. Die Gemeinde hat sie, die so eigentlich eine Wohltäterin war, immer wieder als eine unguete Person betrachtet.

*

Die ganze Art, Bilder in den Kirchen anzubringen, hat etwas Peinliches an sich. Man muß an dieser Stelle die Gebräuche, die die Reformationszeit mit sich gebracht hat, bedauern. Ist so etwas nicht eine unziemliche Protzerei? So ist es auch schon damals empfunden worden. Wir möchten erinnern an einen der bekanntesten Schleswiger aus dieser Zeit.

Hier lassen wir nun Nikolaus Helduader (Niels Hansen aus Hellevad) zu Worte kommen. Ich wähle für ihn die lateinische Namenform, die er selbst seinen zahllosen Werken, die alle lateinische Titel tragen, vorangesetzt hat. Latein war die Sprache der Bildung, die deutschen und dänischen Beziehungen verlieren stark. Das war ein guter lutherischer Pastor, dessen Großvater noch die Umwandlung der Kirche erlebt hatte und der in Ehrfurcht vor der Vergangenheit vielen Neuerungen kritisch gegenüberstand.

In der katholischen Zeit war es vielfach Brauch gewesen, daß begüterte Familien, namentlich bei Todesfällen, ihrer Kirche Stiftungen machten, zumeist in Heiligenbildern oder gar Altären. Das war nun in der neuen Zeit nicht mehr möglich. Indessen, solcher Wille bestand weiterhin. Man schenkte der Kirche Bildwerke mit biblischen Bildern, und wenn früher auf solchen Bildwerken die Person des Stifters vielleicht klein in einer Ecke angebracht war, so wurden nun die Stifterbildnisse immer größer.

Zu Helduaders Zeit kam durch den Gottorfer Hof eine Richtung auf, die alle Bildwerke beseitigen, alle alten geistlichen Kleider abschaffen wollte. Dagegen hat er seine Stimme kräftig erhoben. Er schreibt gegen die Neuerer, diese giftgeschwollenen Sektierer: „Sie können die Bilder der Heiligen, ja selbst das Bildnis unseres Herrn Christus nicht in unseren Kirchen leiden. Sie verbrennen sie vielmehr, zerschlagen und zerstören sie.“ Aber, beklagt er: „Gegen die Zeitmode, Epitaphe zum Gedächtnis von Verstorbenen, die in dieser Welt eine bedeutende Stellung innehaben, hat man nichts einzuwenden. Dabei handelt es sich oft um Leute, die Diebe und Verbrecher gewesen sind, sie werden ohne Widerspruch auf

das herrlichste abkonterfeit, sogar mit vier oder sechs Ehefrauen und einem Haufen von Kindern, während die Bilder Christi und die der Apostel mit Füßen getreten werden.“ Niels Heldvad schreibt nicht gegen Preuß, der war schon 1632 verstorben. Indessen macht dies sein Urteil erst recht deutlich, was für ein simpler Selbstruhm hinter diesem kleinen Epitaph in Aventoft steckt. Was Helduader schreibt, ist ein gut christliches Urteil zugleich. Es ist dem einfachen Christen ohne weiteres verständlich gewesen.

Dr. Gregersen, Hadersleben, hat das Verdienst, die Gestalt des Niels Helduader wieder ans Licht gestellt zu haben. Man sollte sein Buch, das auch auf Deutsch erschienen ist, lesen, um dem Bild eines aufrechten Mannes jener Zeit zu begegnen. Niels Hansen (= Helduader) ist gleichsam ein erster Journalist, der diesem Beruf Ehre macht. Mag er auch von Übertreibungen nicht frei sein, so hat er doch mit Mut die Schäden seiner Zeit getadelt und das schändliche Verfahren der Kornwucherer und Kornratten, wie er sie nennt, nicht ohne Erfolg ans Licht gezogen. Das hat ihm viel Feindschaft eingetragen. Er verlor sein Amt, mußte fliehen und führte, obwohl Königl. Kalendaris, ein Leben voller Unruhe. Diese Gestalt, ein echter Schleswiger, der sich in beiden Sprachen in gleicher Weise zu Hause fühlte, sollte man dem Preuß gegenüberstellen. Es ist sehr heilsam und notwendig, einem gebildeten Mann aus jener Zeit zu begegnen.

An seinem dreihundertsten Geburtstag ist ihm in Hellevad ein Gedenkstein errichtet worden, auf dem das Wort steht, das er für sich in Anspruch nahm: *Christus servus et Exul* — Christi Diener und Landesvertriebener. Es ist dieser Gedenkstein, der im Vergleich mit dem protzigen Epitaph in Aventoft uns etwas zu sagen hat. Wertvoll und aufschlußreich ist es, wie gesagt, einem gebildeten Mann aus jener Zeit zu begegnen. Gebildet, wenn auch in einer ganz anderen Gedankenwelt lebend, die wir oft vorschnell als abergläubisch abtun. Man denke an seine angewandte Astrologie. Er selbst war imstande, Länge und Breite seines Heimatdorfes zu berechnen. Damals war die ärztliche Wissenschaft allgemein überzeugt von der Einwirkung der Planeten auf die menschliche Gesundheit. So eine alberne Astrologie, wie heute Zeitungen und Journale sie anpreisen, wäre damals der größten Verachtung begegnet. Man denke auch an die Vorstellung von Hexerei, die heute vielfach mit einem psychologisch falschen Begriff des Wahnes abgetan wird. Es handelt sich in Wirklichkeit nicht um Phantasie, sondern um auch heute nicht genügend erforschte Seelenkräfte, deren Äußerungen aber nicht zu leugnen sind.

Über das kuriose Bildwerk in Aventoft muß man den Kopf schütteln und kann darüber lächeln. Es sieht aber noch anders aus, wenn man das Lebensbild des Helduader gelesen hat.

Grenzverkehr mit Gewinn geistiger Art ist, wie schon gesagt, nicht so mühelos wie der Einkauf begehrter Waren; er hat aber für das Leben des Grenzland-Menschen

einen bleibenden Wert.

In diesem Jahr sind es 25 Jahre her, daß die Flensburger Tage/Deutsch-Dänischen Tage ins Leben gerufen wurden. Dies geschah in Flensburg auf Initiative der Stadt, die eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen den vier nordschleswigschen Städten Hadersleben, Sonderburg, Tondern und Apenrade wünschte. Seither hat es sich gezeigt, daß diese Neuschaffung Zukunft hatte.

Das Ziel dieser Veranstaltungen war, den Weg für eine bessere Verständigung der Bevölkerung zu beiden Seiten der Grenze zu ebnen, durch persönliche Kontakte und durch die Erörterung aktueller Themen von gemeinsamem Interesse.

Im Laufe der Jahre hat man bestätigt bekommen, daß dies gelungen ist. Man trifft sich auf breiter Ebene. Man erläutert, lernt von und inspiriert einander, und auf einer Reihe von Gebieten ist eine fruchtbare Zusammenarbeit zur Lösung gemeinsamer gesellschaftlicher Probleme etabliert worden.

Die Jubiläumsveranstaltung in Apenrade vom 7. bis 14. November 1979 ist um das Thema „Die Zukunft im Grenzland“ herum aufgebaut worden, wo so umfassende Themen wie physische Planung, Energieversorgung und menschliche Wertnormen zur Diskussion gestellt werden. Außerdem werden eine ganze Reihe von kulturellen Veranstaltungen durchgeführt, so daß die Tage ein Angebot über Gespräche, Beisammensein, Wettbewerbe, Diskussionen und Festlichkeiten an ein breites Spektrum der Bevölkerung, sowohl südlich als auch nördlich der Grenze, machen.

H. P. Johannsen

DIE ZUKUNFT IM GRENZLAND – RÜCKBLICK UND AUSBLICK

Der Arbeitskreis, der die „Dansk-tyske dage 1979“ vorbereitete, hat mich auf Vorschlag von Bürgermeister Camma Larsen-Ledet eingeladen, am Ende dieser Veranstaltung „Rückblick und Ausblick“ über 25 Jahre deutsch-dänischer Städtebegegnung im Grenzland zu halten. Diese Einladung bedeutet mir eine Freude und Ehre, für die ich danke.

Bitte versetzen Sie sich für einige Sekunden in die Zeit vor 50 Jahren: Wäre damals eine Veranstaltung wie diese – mit den behandelten Themen, mit dem weitgespannten Zuhörerkreis von den Jungen zu den Alten, von den offiziellen Vertretern beider Länder zu denen der beiden nationalen Gruppen an der Staatsgrenze von 1920 – denkbar gewesen? Die Antwort kann nur lauten:

Nein. Wir befanden uns damals noch im Banne der harten nationalen Konfrontation des 19. Jahrhunderts. Es gab allerdings einige Ansatzpunkte der Kontaktnahme, z. B. 1929 die deutsch-nordische Woche in Kiel, 1931 das Ostseejahr; sie waren jedoch mit den Hypotheken der jüngeren deutsch-dänischen politischen Geschichte belastet und wurden dänischerseits mit verhaltenem Mißtrauen registriert.

So konnte jemandem, der 1960 an der , Eröffnung der ersten Dänisch-Deutschen Tage durch den damaligen Bürgermeister Erik Jessen in Apenrade teilnahm – sie waren auf dänischem Boden eine Erwiderung auf die Einladung zu den Flensburger Tagen 1954, 1955 und 1958 – alles fast wie ein Traum erscheinen, denn in der Zwischenzeit waren der Zweite Weltkrieg und die Besetzung Dänemarks durch Deutschland zu einer neuen schweren Hypothek des deutschdänischen Verhältnisses geworden.

*

Zum fünften Male auf dänischem Boden, zum elften Male seit 1954 insgesamt, fand nun diese auf die Initiative der großen Stadtgemeinden an der Grenze in beiden Ländern begonnene kulturelle Begegnung statt. Diese Tatsache hat neue Akzente gesetzt, und ich kann mir vorstellen, daß die künftigen Historiker dieser Begegnung das Prädikat „geschichtlich bedeutungsvoll“ zuerkennen werden, denn wenn ich richtig sehe, ist es das erste Mal in der jüngeren Geschichte, daß die deutsch-dänische historisch-politische Auseinandersetzung nicht wie früher auf großpolitischer Ebene oder auf der Basis der beiderseitigen nationalliberalen Grenzorganisationen also einerseits kühl und korrekt, andererseits gefühlsmäßig und kontrovers geführt wurde, sondern daß die Stadtgemeinden unter dem Eindruck der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges sich in die Debatte an der Grenze einschalteten, und zwar mit der erklärten Absicht, in konstruktiver Weise die menschlich nachbarlichen und damit auch die politischen Beziehungen hinüber und herüber zu verbessern, oder sogar neue zu knüpfen.

1945 waren für kurze Zeit die Gemeinden nahezu der einzige feste Ordnungsrahmen des Lebens. In dieser Situation erblickten sie in der Sorge um die täglichen Lebensbedürfnisse ihre wichtigste Aufgabe, aber gleichzeitig erteilten sie ihren kommunalen Kulturinstituten den Auftrag, mit den möglichen Mitteln jener Zeit Anregungen zu einer geistigen Neugestaltung des Daseins in Freiheit und Würde zu geben. Im schleswigschen Grenzland hatte die Wurzel der kommunalen Kulturarbeit wie auch in Dänemark im Volksbildungsbestreben des 19. Jahrhunderts gelegen. Aber es gab noch ein zweites Erdreich, aus dem sie ihre Kraft zog, nämlich die Begründung der kommunalen Kulturarbeit durch die nationale Komponente. Es verbanden sich also in dieser Kulturarbeit die reinen Elemente des Humanismus mit solchen der Politik des Nationalstaates. Hier setzte nach 1945 ein neues Denken ein. Zwar haben die Dänen, wie Prof. Troels Fink es

einmal formulierte, eine andere Philosophie als die Deutschen. Dennoch scheinen uns die großen Persönlichkeiten des Geisteslebens beider Völker auch durch einen europäischen Grundzug charakterisiert zu sein, und in dem geistigen Konzert Europas spielen die Deutschen und die Dänen jeder ihren Part und ihr eigenes Instrument, aber die Verwandtschaft der Melodien ist oft unverkennbar.

*

Das Ziel der Flensburger Tage wurde 1954 im Vorwort des Programms so formuliert : „Fern jeder Nordlandschwärmerei, aber bereit, jede die Völker verbindende Arbeit zu unterstützen, hofft die Stadt Flensburg, mit ihrer Veranstaltung einen Beitrag zu einem echten Gespräch zwischen den Völkern zu liefern. Sie ist sich dabei ihrer besonderen Aufgabe als nördlichste deutsche Grenzstadt bewußt.“

Die Antwort auf dänischer Seite lautete 1960 in Apenrade:

„Es war die Absicht der „Flensburger Tage“, durch Vorträge über die Probleme der Zeit, Konzerte, Theatervorstellungen usw. dänisch-deutsche kulturelle Gespräche zu führen in dem Wunsche, durch diesen Austausch deutscher und dänischer Kultur und die Kontakte zwischen den Gästen vom Norden und Süden eine Brücke über die Gegensätze zu schlagen, die der Nationalsozialismus, der Krieg und die Nachkriegszeit zwischen Deutsch und Dänisch hervorgerufen hatten. Diese Veranstaltungen gereichten der Stadt Flensburg zur Ehre und Freude; sollten sie jedoch ihren ferneren Zielen dienen, mußten ähnliche Veranstaltungen nördlich der Grenze durchgeführt werden.“

Was nun die Programme betrifft, so beschränken wir uns darauf, sie in Stichworten zu charakterisieren. Ursprünglich war daran gedacht, neben „globalen“ Themen, die für beide Nationen wichtig waren, jedesmal auch Themen der Region, also des deutsch-dänischen Grenzlandes und der Minderheiten zu besprechen. Diese Absicht ist zwar in etwa beibehalten, aber nicht in der reinen Konsequenz des Urhebergedankens durchgeführt worden, u. a. deshalb, weil man auf dänischem Boden keine besondere Neigung für die Besprechung von Minderheitenangelegenheiten erkennen ließ. Im wesentlichen brachten die Programme Vorträge, Ausstellungen und künstlerische Veranstaltungen. Später kamen, 1973 in Sonderburg beginnend, eine große Fülle von Veranstaltungen hinzu, deren Ziel es war, die Zahl der Teilnehmer aus allen Kreisen der Bevölkerung so weit wie irgend möglich zu erhöhen, also nach dem Motto: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Diese Linie wurde beiderseits der Grenze bis heute verfolgt.

*

Worum geht es in der Zukunft? Was hat sich seit 1954 geändert, so daß man Ab- oder Fortschreibungen vornehmen müßte?

Das Ziel der redlichen Information und der Kontaktnahme untereinander ist

geblieben.

Es handelt sich also um die Inhalt- und Formgebung des Programms. Ich plädiere weniger für eine Erweiterung der Besucherzahlen um jeden Preis – ich plädiere für eine so breit wie möglich zu gestaltende Besuchergruppe künftiger „Tage“, hier wie dort, welche Menschen versammelt, die man vielleicht als Multiplikatoren bezeichnen könnte – also Pädagogen aller Sparten, nicht zuletzt Volkshochschulleute, Journalisten, Pastoren. Daß ich zugleich auf einen steigenden „freien“ Besuch vom kleinen Mann bin zum Experten hoffe, glaube ich nicht betonen zu brauchen, und glaube auch, daß hier eine Steigerung möglich ist. Schließlich liegt es hierzulande immer noch in der Luft, Veranstaltungen dieser Art zu besuchen.

Wenn ich es richtig sehe, wäre es die Aufgabe der Gemeinden, sich an alle ihre Bürger, die bewußt oder unbewußt mit der Geschichte der Heimat, mit ihrer Gegenwart und für ihre Zukunft leben wollen, zu wenden. Zeitgenosse zu sein, ist eine inspirierende Aufgabe in unseren Breitengraden. Wir haben nämlich eine Geschichte, eine inhaltreiche, schmerzlich und auch positiv: Wir waren wer, wir sind wer, und wir wollen auch wer bleiben! Wir müssen sowohl mit dem Dänen Hans Peter Hanssen als auch mit dem preußischen Bischof Theodor Kaftan leben, und wir müssen auch wissen, was Wilhelm August Linnemann und Siegfried Lenz aus dem Erleben unserer Generation über den Heimatbegriff zu sagen haben. Denn hier gibt es in der Tat tiefgreifende seelische Veränderungen, die unter anderem diese beiden Schriftsteller registriert und künstlerisch dargestellt haben.

*

Die politischen Wolken, die in den letzten Wochen – von Kiel und Kopenhagen kommend – über uns den Himmel bedeckten, machten deutlich, daß man hierzulande wetterfeste Kleidung tragen muß, wenn man draußen für ein besseres Verhältnis der beiden Völker arbeiten will. Der deutsche Dichter Hermann Hesse hat einmal gesagt: „Geschichte treiben heißt: sich dem Chaos überlassen und dennoch den Glauben an die Ordnung und den Sinn bewahren.“ Wir dänischen und deutschen Schleswiger dürfen dem Schicksal dafür danken, daß wir trotz allem in einer gemäßigten Wetterzone leben dürfen. Das verpflichtet uns, uns so zu verhalten, daß wir uns als Mitarbeiter an dem großen Wurf des europäischen Gedankens einreihen können.

Es scheint so, als ob unserer Generation die Aufgabe gestellt sei, die Läuterung und Gesundung des Nationalbewußtseins wenistens zu befördern. Das Nationalbewußtsein aus der Zeit des politischen Nationalliberalismus des 19. Jahrhunderts, das sein höchstes Ziel in der Verwirklichung des Nationalstaates sah, in einem Ziel also, das nie vollkommen erreicht werden kann, war überheblich und wurde egoistisch brutal. Aber ein humanes Nationalbewußtsein enthält Werte, die wir für das Leben weder missen können noch wollen. Es sind dies Werte des

Charakters und des Stils einer Persönlichkeit. Hierzulande gilt einer dann etwas, wenn er einen klaren deutschen oder dänischen Standpunkt einnimmt und zugleich zeigt, daß er keine Scheuklappen trägt. „Deutsch sein ist, was man daraus macht“, hat Golo Mann gesagt; das gilt auch für den Dänen.

Wenn jeder etwas aus sich macht, dann besteht die Möglichkeit, daß gelegentlich beide auch einmal etwas zusammen machen. Sie werden sich deswegen nicht umarmen, das tun Verwandte auch nicht immer, aber es könnte sein, daß sie aus besserer Kenntnis voneinander mehr Vertrauen zueinander fänden. Das wäre schon viel. Die beiden nationalen Gruppen, die historisch bedingt entstanden sind, stellen in diesem Zusammenhang einen wertvollen Bestandteil des Lebens beider Völker dar.

Die Pfeiler der Brücke, die wir bauten, können immer wieder von den Wasserstrudeln der Vergangenheit und der Zukunft beschädigt werden. Es wird immer wieder Instandsetzungsarbeiten an den Fundamenten geben. Aber sicherlich darf man auch darauf hoffen, daß man sich auf dem höchsten Punkt der Brücke trifft, um sich gemeinsam der Schönheit und Inspiration des Labens an beiden Ufern zu erfreuen.

Johannes Tiedje – der Nordschleswiger

Am 7. Oktober 1979 waren es 100 Jahre her, seit Johannes Tiedje, nordschleswigscher Theologe und Politiker, geboren wurde. Tiedje gehörte mit Pastor Schmidt-Wodder und anderen zu jenen zornigen jungen Männern, die vor dem Ersten Weltkrieg die verfehlte preußische Nordschleswigpolitik kritisierten. Sein Buch „Die Zustände in Nordschleswig“, das er 1909 veröffentlichte, hatte eine große Signalwirkung. Es zeigte, daß man im alten Herzogtum Schleswig auf dem Wege vom staatlichen zum volklichen Denken war.

In einer in naher Zukunft erscheinenden wissenschaftlichen Publikation über den alten Landkreis Flensburg, welche von dem heutigen Kreis Schleswig-Flensburg gefördert und getragen ist, erscheint eine Studie über Tiedje von dem verstorbenen Dr. Paul Koopmann, die zu dem Besten gehört, welches wir der fleißigen Feder des Historikers Koopmann verdanken. Mit großem Verständnis für die menschliche und politische Situation Tiedjes zeichnet Koopmann den Lebensweg eines Mannes, dessen Lebensleistung von unbestreitbarem Rang wurde und der auch in seinen Irrtümern Anspruch auf Verständnis hat. Schon wegen dieses Beitrages werden die an der psychologischen Situation des Grenzlandes interessierten Leser das Buch mit Spannung erwarten – ein Buch, das zugleich trotz des begrenzten Themas wichtige Beiträge übergreifender und die Landesgeschichte berührender Art bringt. Durch freundliches

Entgegenkommen des Landkreises Schleswig-Flensburg können wir die abschließenden Betrachtungen Paul Koopmanns über Johannes Tiedje veröffentlichen.

*

Es ist schwer, Johannes Tiedjes Position genau zu umreißen. Einen eigenen Kreis hat er nicht gebildet. Die Tiedje-Bewegung hat ihn nicht als ihren Führer gesehen. Dazu war er zu sehr Individualist. Seine überragende Bedeutung liegt in der geradezu explosiven Art seines ersten Auftretens. Was aber lag diesem Auftreten zugrunde, was suchte er so leidenschaftlich auszudrücken? – Er personifizierte den Aufschrei der jungen Generation gegen eine verkrustete Zeit, gegen den preußischen Obrigkeitsstaat. Darum gehört er zu den deutschen Expressionisten, ist er ein geistig Verwandter von Nolde. In diesem Sinne verbindet ihn nichts mit dem Norden, ist er wie Nolde deutsch und dynamisch. Nur mit der großen Weite des deutschen Hintergrundes kann Tiedje so temperamentvoll, aber auch so revolutionär formulieren. Wo anders sollte er auch die Kraft hernehmen? Mit dem lieblichen Øresund als Kraftquelle ließ sich das nicht schaffen. Wenn Tiedje auch wie kaum ein anderer aus dem deutschen und dem dänischen Kulturkreis lebendige Kraft holen konnte, so war er sich doch stets bewußt, daß er dem „goetheschen“ Deutschland am stärksten verpflichtet war.

Sein Mitschüler, Pastor Gottfried Horstmann, hat ihn als „den Nordschleswiger“ bezeichnet und angesprochen. Das ist unbedingt richtig. Wenn Tiedje seine große Anklageschrift mit den Worten enden läßt: „... und Ihr wollt noch schweigen, meine Brüder?“, dann erkenne ich darin den Schlüssel zum Wesen seiner Persönlichkeit. Er konnte einfach nicht mehr schweigen und lebte fortan seiner Berufung. Insofern nahm er seinen Auftrag, den er als freischaffender Geist gewählt hatte – ohne akademischen Abschluß, ohne beamtenrechtliche Karriere – äußerst ernst. Darum wurde ihm sein Lebensweg so leidvoll, machte er sich seinen Weg so schwer.

Wenn man Tiedjes Äußerungen nachprüft, muß man überraschend feststellen, daß er seine Meinungen im Laufe der Jahrzehnte nicht geändert hat. Was er über die „Geheimräte Preußens“ 1909 schrieb, wiederholt er 1945, was ein Dr. Hahn vom „Deutschen Verein“ als „fremdes Volkstum in Nordschleswig“ bezeichnen möchte, ist ihm die „ureingeborene, dorthin gehörige (Bevölkerung) und keine fremde, und die Tausende von deutschgesinnten Nordschleswigern, zu denen ich mich rechne, werden nicht als Angehörige eines fremden Volkstums gelten wollen.“ Wie fein nuanciert er die deutschen und dänischen Nordschleswiger 1909! Sollte er das nicht auch noch 1945 tun dürfen? Sein Ausgangspunkt ist eben dieses Nordschleswig in seiner doppelten kulturellen Situation. Und diesen

Zustand erkennt er als deutsche Aufgabe. Immer hat er sich gegen die Teilung Schlesiens erklärt, weil sie ihm unnatürlich vorkommt und darauf gehofft, daß sich die Einheit wiederherstellen würde.

Wenn auch Tiedjes Persönlichkeit durch den Nationalsozialismus und die deutsche Katastrophe in ihren Grundfesten erschüttert wurde, dann hätten wir daraus nur das zu folgern, was uns alle in der damaligen Situation zutiefst berührte: die ungeheure menschliche Gefährdung überhaupt. Daraus eine nationale Untreue abzuleiten, ist – wie schon Dr. Richard Schenck erklärt hat, der ihn wenige Wochen vor seinem Tode besuchte, keineswegs verbürgt; ich möchte sogar meinen, nicht einmal wahrscheinlich zu machen. Wenn ihm auch in der Katastrophe eine Welt zusammenbrechen mochte – sie hatte andere Dimensionen –, dann wird er unbeirrt an seiner eigenen Gedankenwelt konsequent festgehalten haben.

Johannes Tiedje wird der Nachwelt als der Mensch erscheinen, der den Möglichkeiten der nordschleswigschen Seele in ihrer Hinwendung zu den „goetheschen“ Kräften des Südens zum Durchbruch verholfen hat. Darin besteht seine elementare Tat von 1909.

Er ist wirklich „der Nordschleswiger“ geblieben.

Paul Koopmann